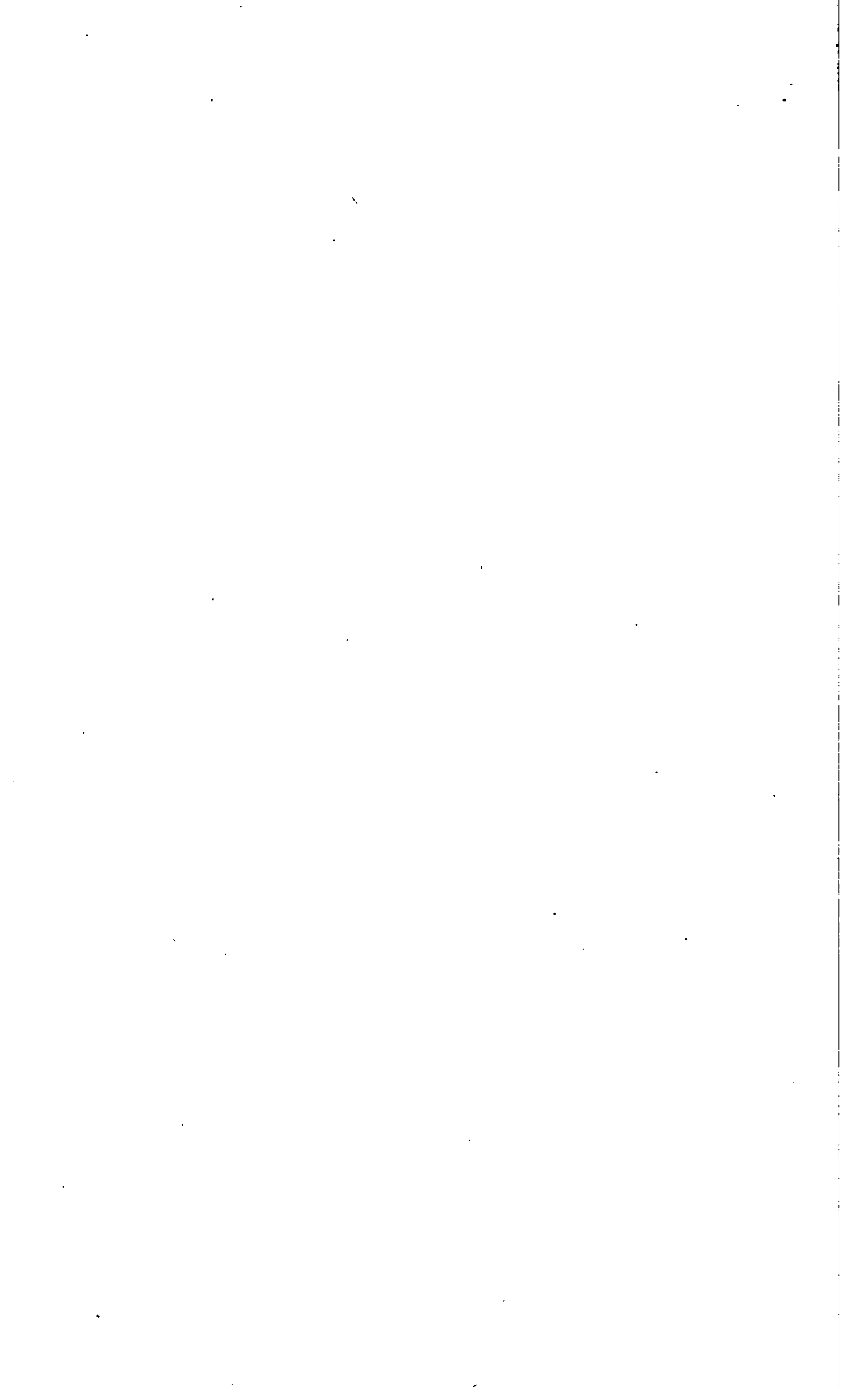
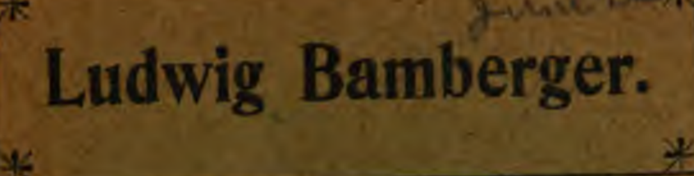
Germany





Ludwig Bamberger.

Eine biographische Skizze

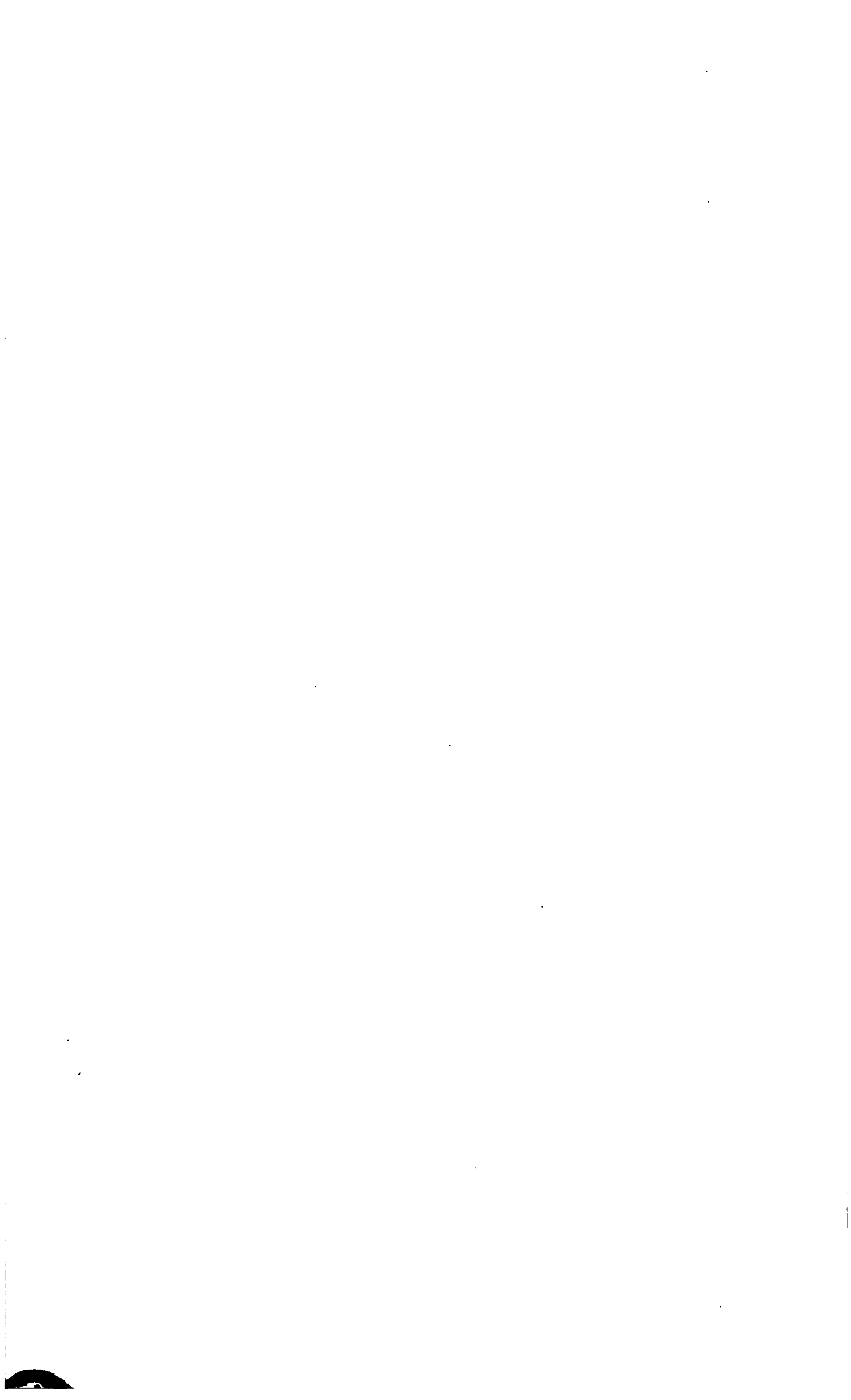
von

Otto Hartwig.

Als Manuscript gedruckt.

MARBURG
Universitäts-Buchdruckerei C. L. Pfeil
1900.





Ludwig Bamberger.

Eine biographische Skizze

von

Otto Hartwig.

Als Manuscript gedruckt.

MARBURG
Universitäts-Buchdruckerei (C. L. Pfeil)
1900.

JULY 15 - 1932

Zum 22. Juli 1900.



Vorwort.

Die hier abgedruckte Lebensskizze Ludwig Bamberger's war ursprünglich für das „Biographische Jahrbuch“ bestimmt, welches Herr Dr. A. Bettelheim bei G. Reimer in Berlin herausgiebt. Sie war im Voraus angenommen. Als ich aber nach Fertigstellung derselben an die Redaction schrieb, die Biographie werde ungefähr vier Bogen Druck des „Jahrbuchs“ in Anspruch nehmen, so bedauerte man, mir diese nicht zur Verfügung stellen zu können, und bat mich, die Arbeit auf Einen Bogen abzukürzen. Hierauf glaubte ich, bei aller Anerkennung der Gründe der Ablehnung, doch nicht eingehen zu sollen. Der Versuch, den Aufsatz in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ zum Abdruck zu bringen, schlug gleichfalls fehl. Freiherr von Liliencron schrieb mir, das Manuscript der Biographie L. Bamberger's liege ihm schon vor.

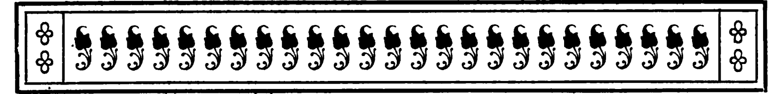
Da ich nun meine Arbeit nicht ungedruckt lassen wollte, aber auch keine weiteren Schritte thun mochte, sie in irgend einer Zeitschrift unterzubringen, schien es das Beste zu sein, sie als Manuscript drucken zu lassen und an die Freunde des Verstorbenen zu versenden. Denn um sie als ein selbstständiges Werkchen in den Buchhandel zu geben, hielt ich sie nicht für eingehend und umfangreich genug. Eine erschöpfende Biographie Bamberger's sollte sie ja nicht sein. Diese hätte weiter ausholen müssen, als ich noch vermag. Sie ist auch nur dann erst zu schreiben, wenn uns alle Tagebücher Bamberger's offen vorliegen. Da es diesem nicht vergönnt war, seine „Erinnerungen“ zu vollenden, ist übrigens jedem seiner Biographen die Arbeit erschwert und doch auch wieder erleichtert worden. So mögen denn die zahlreichen Freunde Bamberger's diese Blätter als ein Andenken, das

Freundes Hand gespendet hat, freundlich und nachsichtig aufnehmen! —

Ich bin erst 1884 zu Bamberger in Beziehungen getreten. Er schrieb damals an einem Essay für die „Deutsche Rundschau“ über unseren soeben verstorbenen gemeinsamen Freund Karl Hillebrand und bat mich um Auskunft über einige Daten aus dessen Leben. Das führte zu einem Briefwechsel, dem die persönliche Bekanntschaft und trotz unserer recht verschiedenen Naturen und Antecedentien eine dauernde Freundschaft nachfolgte. Alljährlich haben wir uns von da an in Berlin oder Interlaken ein oder mehrere Male gesehen und gesprochen. Ein reger Briefwechsel überbrückte die Lücken des mündlichen Verkehrs. Auf Grund dieser meiner persönlichen Bekanntschaft und der Lektüre wohl von allen bedeutenderen Schriften und Zeitungsartikeln Bamberger's habe ich hier dessen Bild wieder zu geben versucht. Es trägt daher vielleicht mehr die Züge des älteren als des jungen Bamberger an sich. Jedenfalls ist es aber von mir in dem Geiste der Wahrhaftigkeit und Treue gezeichnet, die er so sehr liebte. — Die hier vorliegende „biographische Skizze“ ist, was noch bemerkt sein mag, so abgedruckt, wie sie für das „Biographische Jahrbuch“ geschrieben war.

Marburg im Mai 1900.

Der Verfasser.



Der am 14. März 1899 in Berlin verstorbene Dr. jur. Ludwig Bamberger war sein Leben lang einer der eifrigsten, consequentesten, werkthätigsten und aufopferndsten Freunde und Förderer des Werkes der Einigung Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Vierteljahrhundert gehörte er als ein hervorragendes Mitglied dem Zollparlamente und dem Reichstage an, war einer unserer besten Publicisten und Essayisten und nahm unter seinen Zeitgenossen durch eine seltene Verbindung wissenschaftlicher Kenntnisse und praktischer Tüchtigkeit, die er in der Heimath wie in der Fremde bewährte, eine besondere Stellung ein. Alles das wird es rechtfertigen, wenn in diesem immerhin kurzen Lebensabrisse von einem Zeitgenossen und Freunde versucht wird, sein Bild für die Zukunft festzuhalten. —

Ludwig Bamberger ist am 22. Juli 1823 in Mainz geboren. Seine Eltern gehörten einer der schon längere Zeit in der Stadt ansässigen angeseheneren Familien jüdischer Abstammung an, waren jedoch „nur mässig begütert". So heisst es in den „Erinnerungen" [1]) des Sohnes. Da es diesem bei seinen Aufzeichnungen vor Allem darauf ankam, den Gegensatz der Zeiten, in welchen er aufgewachsen und emporgekommen war, mit denen zu schildern, in welchen er schrieb, so lag es ihm ferner, uns in sein Elternhaus und seine Familie einzuführen. Wir

[1]) Ich citire im Folgenden sie mit der Abkürzung: Er., die gesammelten Schriften: Ges. Schr.

erfahren daher in ihnen nur ganz gelegentlich über diese etwas Genaueres und sind auf Nachrichten Dritter angewiesen.

Die Familie Bamberger war eine langlebige. Der Grossvater, ein milder, freundlicher, bis in sein hohes Alter geistesfrischer Mann, von dem einzelne Züge auf seinen Enkel übergegangen sein sollen, ist 99 Jahre alt geworden. Der Vater, August Bamberger, war zur Zeit der französischen Revolution in Paris gewesen und dann nach Mainz zurückgekehrt, wo er officiell als „Handelsmann“ bezeichnet wird. Er scheint kein bedeutender Mensch gewesen zu sein. Er starb am 4. Febr. 1858 nach längeren schweren Leiden. Ganz anderen Geistes war seine zweite Frau, Amalie geb. Bischoffsheim, mit der er sich am 23. December 1818 verheirathet hatte. Diese Mutter von 6 Kindern (3 Söhnen und 3 Töchtern), von denen Ludwig das zweitälteste war, bildete den geliebten Mittelpunkt der Familie. Sie erzog ihre Kinder in grossem Respekt vor ihrem Vater, dessen geringere Rolle diese erst erkannten, als sie erwachsen waren, und pflanzte ihnen treue Geschwisterliebe ein. Alle verzogen namentlich die „Benjamine“ der Familie, die, mit dem berühmten Linguisten M. Breal in Paris verheirathet, am Frühesten von ihnen starb. Es kennzeichnet den Geist, der in dieser Familie herrschte, dass Frau Breal noch in ihren letzten Willensaufzeichnungen ihre Söhne ermahnte, niemals zu vergessen, dass sie eine deutsche Mutter gehabt hätten. Diese Gesinnung hatte sie wiederum von ihrer Mutter überkommen, die, eine ächte Mainzerin, voll lebhaften, beweglichen Geistes in jedem Augenblicke bereit war, mit einer frischen, treffenden, volksthümlichen Wendung die Situation zu zeichnen. Ihr Sohn Ludwig, dessen Schriften uns einen Theil dieses mütterlichen Wortschatzes erhalten haben, sagte mir einmal, wenn er Zeit fände, wolle er noch in seinem Alter ein Mainzer Idiotikon nach den Worten seiner Mutter herstellen. Die treffliche Frau starb hochbetagt am 9. März 1877 in Paris, von allen ihren Kindern tief betrauert. In seinen „Erinnerungen“ hat ihr Sohn Ludwig ihrer nur gelegentlich gedacht, fast als scheue er sich, das Bild der geliebten Mutter der Welt, die sie nicht gekannt, vor die Augen zu stellen.

Dagegen hat er ein sehr lebhaft gezeichnetes Portrait von seiner Grossmutter, der „alten Bischoffsheimerin“, dem „alten steinernen Frauerl“, entworfen. Eine seltene Energie, grosse Verstandesschärfe, unbeugsame, mehr als patriarchalische Strenge gegen alle Familienangehörigen und gleichfalls eine deutsche, gegen das leichtlebige Franzosenthum gerichtete Gesinnung zeichneten diese merkwürdige Frau aus. Früh zur Wittwe geworden, erzog sie ihre Schaar von Kindern in schwierigen Verhältnissen so, dass ihre beiden Söhne zu hoch angesehenen Bankherrn von europäischem Rufe heranwuchsen (Er. S. 224 u. f.). Hat man diese Seiten gelesen, dann überkommt Einen eine Ahnung von der geheimnissvollen Kraft, durch die der jüdische Volksstamm bis in unsere Tage hinein seine Eigenart und Abgeschlossenheit behauptet, nicht minder aber auch seine grossen Erfolge in der Welt sich errungen hat. Ich möchte fast glauben, dass diese Beherrscherin ihrer Familie es auch gewesen ist, die ihren begabten Enkel Ludwig Ostern 1842 zum Studium der Jurisprudenz „bestimmte“.

Ueber seine Schuljahre hat uns Bamberger in den „Erinnerungen“ nur ganz kurze, ihn persönlich kaum näher berührende Mittheilungen gemacht. Er hat es z. B. im Gegensatz zu manchen modernen Selbstbiographen verschmäht, uns über das Ergebniss seiner Abgangsprüfung zu unterrichten, obwohl er sich dessen wahrlich nicht zu schämen gehabt hätte, es vielmehr vorgezogen, uns nur den Geist, der damals auf der Schule und in der Stadt herrschte, mit wenigen charakteristischen Strichen zu zeichnen. Da er ein schwacher, „fadenartig“ aufgewachsener Junge war, ist seine Entwicklung als Schüler während der $8^1/_2$ Jahre, in denen er das Gymnasium besuchte, keine ganz gleichartige gewesen. Seine Zeugnisse schwanken. Doch war seine Ausbildung schon auf höhere Ziele gerichtet. Er hatte z. B. neben dem Gymnasialunterricht bei einer Französin Privatunterricht in deren Muttersprache und trieb Italienisch. Als Primaner hat er dann fleissig gearbeitet und Ostern 1842 verliess er als der mit dem besten Zeugnisse unter 11 Abiturienten ausgestattete Schüler die Anstalt. Hatte er doch im Deutschen, im Lateinischen, im Griechischen, im Franzö-

1*

sischen, in der Geschichte und im Italienischen (Nebenfach) das Prädicat vorzüglich, in der Mathematik und Naturkunde sehr gut erhalten. Sein Talent und sein Betragen wird als vorzüglich bezeichnet.[1])

Obwohl die Mainzer sich noch nicht so recht als Unterthanen des Grossherzogs von Hessen fühlten, verstand es sich doch für sie fast von selbst, dass, wenn einer von ihnen studiren wollte, er in den ersten Semestern die Landesuniversität Giessen besuchte. Diese Hochschule, damals durch J. Liebig weltberühmt, erfreute sich sonst keiner besonders hervorragenden Lehrkräfte. Die Stadt selbst war, wie Bamberger sich ausdrückt, damals „ein abscheuliches Nest, von aller Cultur unberührt". Die Sitten der Studiosen und die Zustände innerhalb der Professorenschaft sind aus den drastischen Schilderungen, die Karl Vogt in seiner Selbstbiographie von ihnen entworfen hat, bekannt genug. Bamberger schildert sie mehr von ihrer humoristischen Seite, findet aber an ihnen im Gegensatz zu dem heutigen Universitätsleben mancherlei Lobenswerthes, hat der Stadt und Universität ein gutes Andenken bewahrt und sie zwanzig Jahre später einmal mit seiner Frau aufgesucht. Denn es reizte ihn, den Ort wieder zu sehen, „an dem er die ersten anderthalb Jahre seiner Studienzeit in eigentümlicher und zugleich in bestimmender Weise für seine eigene künftige Geistesrichtung zugebracht hatte". Diese Einwirkung auf ihn ging nicht von den Lehrern der juristischen Facultät aus, obwohl deren Collegien pünktlich besucht und in ihnen fleissig nachgeschrieben wurde. Man kann auch nicht sagen, von den Professoren der philosophischen Facultät, wenn auch die Vorlesungen J. Hillebrands gehört wurden. Bamberger „dürstete" wie einige Freunde, die von der Schule her politisch und radikal aufgelegt waren, allerdings vor Allem „nach philosophischer Erkenntniss". Sie

---

[1]) Unterzeichnet ist dieses glänzende Zeugniss, dessen Abschrift ich der Freundlichkeit des heutigen Herrn Gymnasialdirektors G. Weihrich verdanke, von dem Oberstudienrath Dr. J. Hillebrand, dem Vater Karl Hillebrands, der als Giessener Professor das Examen leitete, und von dem Oberstudienrath Dr. Steinmetz, dem Direktor des Mainzer Gymnasiums.

zu gewinnen, lasen sie eifrig die Schriften der damals herrschenden Hegelschen Schule und disputirten auf ihren Stuben und Spaziergängen über deren kaum verstandene Weisheit; zu ihrem persönlichen Führer erkoren sie sich aber merkwürdiger Weise hierbei M. Carrière. Bamberger brachte dem liberalen und patriotisch gesinnten Privatdocenten, den Heidelberg von sich gestossen hatte, die Collegien mit zu Stande und blieb mit ihm auch bei allen späterhin sich noch steigernden Differenzen in den Lebensanschauungen freundschaftlich verbunden. Die Hauptsache war, dass ein heiliger Eifer nach Erkenntniss und ein heftiges Suchen nach Wahrheit die Gemüther dieser jungen Giessener Studenten erfüllte. Die jungen Leute, und unter ihnen auch Bamberger, wurden damals allerdings auch „zu früh fertig“ (Er. S. 12), aber das in einem ganz anderen Sinne als heutigen Tages. Wenn man liest, was der körperlich keineswegs starke, von Bluthusten und Schleimfieber heimgesuchte Studiosus Bamberger neben den juristischen Vorlesungen an philosophischer und belletristischer Lektüre verschlungen hat, dann staunt man doch über diesen Fleiss und diese Receptivität. Auch in Heidelberg, wohin er im Herbste 1843 übergesiedelt war, setzte er diese Studien fleissig fort. In Giessen lag damals das politische Leben ganz darnieder und die Studien waren nur abstrakteren Gegenständen zugewendet gewesen, in Heidelberg nahmen sie schon eine mehr praktische Wendung. So wurde hier die Nationalökonomie nicht vernachlässigt, daneben aber auch durch den Eintritt in eine freie burschenschaftliche Verbindung, die sog. Walhalla, der Bethätigung der politischen Ueberzeugungen einiger Raum geschaffen und persönliche Verbindungen für das ganze Leben angeknüpft. Dass das Gewicht positiven juristischen Wissens am Schlusse des fünften Semesters nicht allzu schwer sei, wusste Bamberger sehr wohl. Das Geschlecht von „Einpaukern“ gab es damals noch nicht. Er beschloss desshalb sich an eine Universität zurückzuziehen, die im Rufe stand, dass man auf ihr „ochsen“ könne. Mit zwei Bekannten ging er daher im Herbste 1844 nach der Musenstadt an der Leine und bezog mit ihnen ein gemein-

schaftliches Logis. Die drei guten Kameraden lebten noch mit einander befreundet, als Bamberger seine „Erinnerungen“ niederschrieb. In diesem Semester wurde nun von früh sieben Uhr an bis zum Mittagessen Jus getrieben, von 3 bis 8 Uhr Abends ebenso, später musicirt und gelesen, ein Kolleg aber nicht gehört. Bei solch intensivem Studium der Jurisprudenz, bei dem allen Theilen derselben die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde, konnte es nicht fehlen, dass sich dem Candidaten die Pforten derselben weit genug aufthaten, sodass er im Frühjahr 1845 in Giessen „ohne Beklemmung“ sein Facultätsexamen, bei dem er die Kosten für das Doktordiplom nur zuzuzahlen hatte, bestand. Darauf wurde er zum „Rechtsaccessisten“ (Referendar) ernannt und der Kanzlei des Appellhofes zu Mainz zugetheilt.

Da galt es nun ganz neue Studien zu machen. War die juristische Ausbildung bis dahin nur eine rein theoretische gewesen, so musste sich der junge Accessist nun in die Formalitäten des Gerichtswesens hineinarbeiten. Und damit nicht genug! Im linksrheinischen Hessen galt noch die französische Gesetzgebung des Code Napoléon, von der Bamberger bis dahin gar nichts gehört hatte. Doch fand er sich nicht allzu schwer in dieses Recht hinein. Er machte nicht nur hier sondern auch später in Paris die Erfahrung, dass alle die Juristen, welche sich eingehend mit dem römischen Recht beschäftigt hatten, sich nicht nur leicht in das französische hineinarbeiten konnten, sondern später auch die tüchtigsten Rechtsanwälte wurden. Da es in der Kanzlei in Mainz sehr kurzweilig und amüsant zuging — die Zeichnungen von den verschiedenen Beamten derselben, die Bamberger in den „Erinnerungen“ entworfen hat, sind wahre Cabinetsstücke —, so gingen die sechs Monate, die der Accessist in diesem „fidelen Gefängniss“ verbrachte, rasch vorüber. Er trat darauf bei einem Advocat-Anwalt zur weiteren Ausbildung ein. Jetzt galt es, sich des ganzen geltenden Rechtes in zwei Jahren praktisch zu bemächtigen und sich auf das Staatsexamen vorzubereiten. Wiederum that sich Bamberger mit einem Freund zusammen, mit dem er namentlich in den Wintermonaten von 1846 und 47 gemeinsam

arbeitete. Er bestand dann auch dieses Examen „ohne Beschwerde“ im Frühjahr 1847. Da im Grossherzogthum Hessen kein Jude im Staatsdienst angestellt zu werden pflegt und die Advocatur nicht frei war, vielmehr die Stellen der Advocat-Anwälte der Anciennität nach besetzt wurden, waren die Aussichten auf ein sicheres und baldiges Vorankommen für den jungen Juristen keineswegs günstige. Denn auf eine Wartezeit „manchmal bis zu 15 Jahren“ mussten die Aspiranten gefasst sein. Das war wenig lockend. Da Bamberger neben seinen juristischen Studien die philosophischen fortgesetzt, vor Allem aber die bedeutendsten englischen und französischen Nationalökonomen und die Schriften Friedrich List's durchgearbeitet hatte, lag ihm die Versuchung, sich ganz einer rein wissenschaftlichen Carrière zu widmen, um so näher, als er schon in Heidelberg in nahe Berührung mit jungen Gelehrten, wie H. B. Oppenheim und J. Moleschott, gerathen war.

Aber es sollte anders kommen! Im Februar 1848 hatten die beiden Göttinger Kameraden, die in Heidelberg ihre Studien fortgesetzt hatten, ihren Freund zu einem längeren Besuche eingeladen. Er sass auf ihrer Stube und studierte Prichard's Untersuchungen über die Naturgeschichte der Menschen, als ihm ein Landsmann von der Strasse aus zurief, in Paris sei eine Revolution ausgebrochen und Louis Philipp sei verjagt. Diese Nachricht wirkte auf Bamberger wie auf viele seiner Zeitgenossen, die zwar der Entwicklung der Dinge in Frankreich mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt waren, aber gar nicht an aktive Bethätigung an dem politischen Leben gedacht hatten, dennoch geradezu berauschend und erschütternd.

Sicher einer der begabtesten unter seinen Altersgenossen, von den Grundsätzen der französischen Revolution durchtränkt und von den Lehren der radikalen deutschen Philosophie erfüllt, stürzte sich von da ab Bamberger mit dem Feuereifer der Jugend, die nur der Wahrheit und der Reinheit ihrer Ueberzeugungen ohne Rücksicht auf das Bestehende folgen zu müssen glaubte, in die Bewegung. Zunächst wollte

er freilich nur sehen, wie sich die wiedergewonnene Freiheit in Frankreich selbst ausnehme und machte mit seinen beiden Kameraden einen Ausflug nach dem gut republikanischen Strassburg. Da die drei neugierigen Reisenden aber dort als eine Deputation der deutschen studirenden Jugend gefeiert wurden, zogen sie es doch mit Rücksicht auf die heimischen Verhältnisse vor, dieser ihnen aufgedrängten Rolle rasch zu entsagen und heimzukehren. In Mainz war die Bewegung unterdessen auch in lebhaften Fluss gerathen. Die Mainzer hatten noch keine Anhänglichkeit an die ihnen vom Wiener Congresse aufgedrungene Dynastie der hessischen Landgrafen. Die ältesten unter ihnen hatten die Zeiten noch erlebt, da ihre Erzbischöfe Kurfürsten und Erzkanzler des deutschen Reiches gewesen waren, und die französische Revolution mit durchgemacht, die mittlere Generation, die nichts von den Schattenseiten derselben persönlich mehr empfunden, war liberal gesinnt, die Masse der Jugend dagegen radikal. Alle sahen auf Darmstadt mit seinem Grossherzog etwas verächtlich herab. Und das um so mehr, als in Mainz, das ja Bundesfeste war, der Landesherr nicht einmal durch sein Militär imponirte. So wurde Mainz rasch in die revolutionäre Bewegung hineingerissen und ihr Führer, der Advocat Franz Zitz, bald eines der angesehensten Häupter des rheinischen Radikalismus. Dieser kam hier auch schnell und ohne Kämpfe zum Ziele. Die damals üblichen Forderungen des Volkes wurden in Darmstadt bewilligt und man feierte schon am 8. März pompös den Sieg der Revolution. Der Grossherzog besuchte dann kurz darauf seine getreue Stadt Mainz und wurde festlich empfangen. Bamberger konnte bei diesem Gange der Ereignisse nicht thatenlos zur Seite stehen bleiben. Noch zu jung und unbekannt, um sich irgendwo als Volksvertreter aufstellen lassen zu können, lag es ihm nahe, seinem Thatendurst in der Presse Luft zu machen. Er fühlte sich persönlich in seinem ganzen Wesen noch dadurch gehoben, dass er an dem Tage jenes Siegesfestes der Mainzer sich mit seiner späteren Frau, seiner Cousine Anna Belmont, als seiner Verlobten wenigstens verstohlen zeigen konnte.

Das Blatt, dem Bamberger seine ganze jugendliche Kraft widmete, war die „Mainzer Zeitung“, die einem Herrn von Zabern gehörte, welcher mit einem der Grossherzoglichen Minister, dem Staatsrath Jaup, nahe verwandt war. Der junge Journalist entpuppte sich nun rasch als ein sehr entschiedener nationaler Unitarier. In einem seiner ersten Leitartikel schrieb er: „Der einstimmige Ruf nach einem deutschen Parlament ist bloss der Ausfluss der allgemein und ohne Widerspruch anerkannten Wahrheit: dass nichts wünschenswerther sei, als Deutschland in einen einzigen Staat verwandelt zu sehen“. Da er damals sich die deutsche Einheit nicht in einem föderativen Staate verkörpert vorstellen konnte, und andrerseits den ganz sicheren politischen Instinkt hatte, dass jetzt ein Nationalstaat nicht ohne die Beseitigung der einzelnen Dynastien herzustellen sei, wurde er von Anfang an skeptisch und pessimistisch in Betreff des Ausganges der Revolution. Und das um so mehr, als er die bisher angesehensten Führer der Bewegung in eine zu vertrauensselige, jeder durchgreifenden Thatkraft entbehrende Stimmung verfallen glaubte. Gewiss hatte auf ihn die radikale, socialistisch angehauchte Schule, die von Frankreich ausgegangen war, einen tiefen Eindruck gemacht. Aber ihm lag doch die Herstellung eines deutschen Einheitsstaates mehr am Herzen als die einer Republik, welche für ihn nur Mittel zum Zwecke war. Es entspricht vollkommen der Wahrheit, wenn der Schreiber der „Erinnerungen“ 50 Jahre nach diesen Ereignissen versichert, dass er, wie unzählige Andere damals, sich nicht darüber zur Klarheit gekommen sei, „ob der zu gründende Einheitsstaat eine unitarische Monarchie oder Republik werden sollte“ (S. 39). Dass er sich darüber getäuscht habe, dass nicht die Fürsten die schlimmsten Feinde eines deutschen Einheitsstaates gewesen seien, sondern die partikularistischen Neigungen der Majorität des deutschen Volkes, hat er später dann offen eingestanden und sich darum auch mit der nachherigen Ausbildung des deutschen Reiches aussöhnen können. Er war durch sein Leben, durch Studium und Erfahrung, politisch reifer geworden und hatte die den bestehenden Staaten innewohnende Macht besser schätzen gelernt.

Damals aber blieb ihm bei der früh gewonnenen Einsicht, dass man auf dem von der führenden gemässigten Partei beschrittenen Wege nicht zur Aufrichtung des deutschen Nationalstaates gelangen, sondern nur in die alte Misère zurückfallen werde, nichts Anderes übrig, als entweder die Hände in den Schooss zu legen, oder sich weiter revolutionärer Mittel zur Erreichung des Zieles zu bedienen. Man glaubte sich hierzu um so berechtigter, als ja die deutschen Regierungen bisher unter der Führung Oesterreichs in der Wahl ihrer Mittel, den absoluten Staat aufrecht zu erhalten, auch nicht wählerisch gewesen waren und feierlich gegebene Versprechen nur durch die Noth gezwungen eingelöst hatten.

Was Bamberger, nachdem die ersten Tage des Freiheitsrausches vorüber waren, in seiner Vaterstadt als die frühesten praktischen Früchte der neuen Zeit sah, hätte ihn über die politische Reife seiner Landsleute stutzig machen können. Ueberall regten sich die Gelüste der Interessenten, die Culturmittel der Neuzeit, wie Eisenbahnen, Schleppdampfer, ja die freie Rheinschifffahrt u. s. w., zu beseitigen. So lebhaften Eindruck das auf den jungen Freiheitsschwärmer machte, so wenig beirrte es ihn zunächst in seinen Ansichten über die grossen Fragen der Zeit. Nachdem er schon zweimal im engeren Kreise demokratischer Abgeordneter in Frankfurt improvisirte Ansprachen gehalten hatte, trat der Redakteur der „Mainzer Zeitung“ am 16. April zum ersten Male in einer grossen Volksversammlung seiner Vaterstadt als Redner auf. Es handelte sich um den Wahlmodus der zur Frankfurter Nationalversammlung zu entsendenden Deputirten. Obwohl nicht förmlich zu einer Rede vorbereitet, strömten dem jungen Volkstribunen, der zweimal in die Debatte eingriff, die Ideen doch frei und wohlgefasst zu. Die Versammlung entschied sich besonders auf seine Ausführungen hin für die republikanische Ausgestaltung des zukünftigen deutschen Einheitsstaates. Damit hatte er, der mit einem Schlage ein populärer Mann in Mainz geworden war, seine politische Stellung für die nächste Zeit festgelegt. Eine Reaktion gegen die immer stärker hervortretende republikanische Thätigkeit des jugendlichen

Journalisten blieb dann auch nicht aus. Die behäbigen, „wohldenkenden“ Bürger der Stadt waren mit den überspannten Freiheitsideen des jungen Mannes, der noch nicht einmal das aktive oder passive Wahlrecht besass, nicht einverstanden. Der Verleger der „Mainzer Zeitung“ sah es daher gern, dass sein Redakteur ihm, auch um ihn nicht in fortwährende Conflicte mit dem Schwiegervater Jaup in Darmstadt zu bringen, freundschaftlich kündigte. Eine neue Zeitung gemässigter, constitutioneller Richtung war schon gegen ihn ins Leben getreten. Um der demokratischen Partei das bis dahin unbestrittene Uebergewicht zu erhalten, musste sie sich jetzt besser organisiren. Es wurde daher ein „demokratischer Verein“ gegründet, dessen Seele Bamberger wurde, während der Abgeordnete zum Frankfurter Parlamente, Franz Zitz, dessen nominelles Haupt blieb. Doch fand Bamberger in Mainz auch so nicht das ihm zusagende Terrain für seinen politischen Thätigkeitsdrang. Er siedelte nach dem benachbarten Frankfurt als parlamentarischer Berichterstatter der „Mainzer Zeitung“ über. Fünfzig Jahre später hat er noch ausdrücklich bezeugt, dass er durch seine Thätigkeit im „demokratischen Vereine“ und in der Paulskirche „sich für das politische Leben eingeübt und für alle Folgezeit den Grund gelegt habe!“ Durch sein Leben in Frankfurt kam der junge Journalist in Verbindung mit den hervorragendsten Mitgliedern der linken Seite des Parlaments. Die meisten dieser Beziehungen sind für ihn von dauernder Bedeutung geworden. Denn gerieth er mit ihnen zum guten Theile später auch in starke politische Differenzen, so blieb er doch „von Seiten des Gemüthes immer unempfindlich für solche Divergenzen, aber oft ohne Gegenseitigkeit“. War ihm Jemand einmal nahe gekommen, so hielt er an ihm fest. „Denn das stille persönliche Urtheil ist eben in der Welt viel freier als Alles, was mit der Oeffentlichkeit zusammenhängt“. Und wie manchem dieser alten Bekannten hat Bamberger später unter die Arme gegriffen, wenn sie in Verlegenheiten waren!

Doch ich kann hierfür, wie auf so vieles Andere, das für die Gesinnung des vermeintlich „herzlosen Manchester-

mannes“ charakteristisch ist, nur auf die „Erinnerungen“ verweisen.

Nachdem der Erzherzog Johann von Oesterreich an die Spitze der provisorischen Reichsgewalt berufen worden war, schwand für Bamberger das Interesse an den parlamentarischen Verhandlungen in Frankfurt: die Hinfällligkeit des ganzen dortigen Treibens war ihm schon zur „unerschütterlichen Gewissheit“ geworden. Gleichzeitig machte er noch eine andere ihm unangenehme Entdeckung. Er musste sich überzeugen, dass die radikale, republikanische Bewegung, die ihm bisher nur zur Herstellung eines nationalen Einheitsstaates hatte dienen sollen, immer stärker zu einer rein socialistischen wnrde. Das trat namentlich auf dem demokratischen Congresse hervor, der im Sommer 1848 in Frankfurt unter der Aegide Julius Fröbels abgehalten wurde und auf dem die geistigen Häupter der heutigen Socialdemokratie, die Marx, Engels u. s. w., den Ton angaben. Stand Bamberger damals den socialistischen Ideen nicht so abweisend entgegen als später, nachdem er Lebenserfahrungen gesammelt hatte, so berührte ihn doch schon damals der „herausfordernde kalte Diabolismus“ der Marxisten peinlich. Ihm gegenüber fühlte er sich in Mainz unter seinen leichtlebigeren radikalen Landsleuten weit wohler und zog sich desshalb bald darauf nach Mainz zurück. Die „Mainzer Zeitung“ gerieth wieder ganz unter seinen Einfluss, und der demokratische Verein, den er auf dem platten Lande weit verbreitete, war das vorzüglichste Feld seiner Thätigkeit. Die besten Früchte derselben hat er ein Menschenalter lang zu geniessen gehabt. Denn der sonst so zerrissene, aus kurmainzischen und pfälzischen, also auch confessionell verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzte Wahlkreis Bingen-Alzey blieb Bamberger bis zur Niederlegung seines Reichstagsmandates unverbrüchlich treu. Auch an dem Turnwesen betheiligte sich der wenig zur praktischen Turnerei geschickte Agitator. Er präsidirte sogar einer grossen deutschen Turnerversammlung in Hanau und hielt in Mainz bei der Uebergabe einer Fahne, welche die Mainzerinnen dem Turnverein gestickt hatten, eine grosse

Rede, die wie wenig andere den Umschwung der Zeiten, den wir seitdem erlebt haben, uns verdeutlicht. Für das Grossherzogthum Hessen und speciell Mainz machte sich dieser in seinen Anfängen schon seit dem August 1848 recht deutlich fühlbar. Die vertrauensseligen Constitutionellen in Darmstadt hatten zum Regierungspräsidenten in Mainz den Freiherrn von Dalwigk ernannt, einen der eifrigsten aller Reaktionaire, der dann das Grossherzogthum von 1850—71 im ultramontanen, undeutschen Interesse regiert hat. Natürlich bekam Bamberger sogleich Händel mit ihm, da er dessen ganzes Wesen sofort durchschaute. Diese haben sich fortgesetzt, bis der Minister schliesslich doch 1871 der Macht der veränderten Verhältnisse erlag.

An dem unseligen sog. Pfingstweidenaufstande, der nach dem Abschlusse des Malmöer Waffenstillstandes im September 1848 in Frankfurt ausbrach, war Bamberger nicht betheiligt. Doch übten dessen Folgen eine Einwirkung auf seine Geschicke. Mehrere seiner politischen Freunde, darunter Zitz und J. Friedrich Schütz, der Vorsitzende des demokratischen Vereins in Mainz und Mitredakteur der „Mainzer Zeitung“, waren flüchtig geworden. Die von ihnen geleistete Arbeit musste nun Bamberger ganz übernehmen. Das führte ihn auch nach Berlin, wo im October der demokratische Congress zum zweiten Male zusammentrat. Nachdem auf ihm der erste Präsident Fein den Vorsitz niedergelegt hatte, musste ihn Bamberger übernehmen. Nur mit Mühe konnte auch er die parlamentarische Ordnung einigermassen aufrecht erhalten. Socialistische und anarchistische Elemente drängten sich rasch so stürmisch hervor, dass der Vorsitzende froh war, aus dieser Gesellschaft auszuscheiden, nachdem er bei einer wichtigen Abstimmung in der Minderheit geblieben war. Die Versammlung löste sich dann von selbst auf.

Immer mehr häuften sich die Zeichen des Absteigens der revolutionären Fluth des Jahres, immer stärker erhoben die Gewalten, die in dem Frühjahre sich selbst kopflos aufgegeben hatten, wieder ihre Häupter. In Berlin wurde die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt, in Wien der Aufstand blutig niedergeschlagen und Robert Blum stand-

rechtlich erschossen. Diese That verbreitete nicht sowohl Schrecken unter den Radikalen Deutschlands als eine furchtbare Wuth gegen die Reaction und deren Trägerin, die Monarchie. Dieser Empfindung gab auch Bamberger in einer leidenschaftlichen Rede Ausdruck, welche er am Abend des 15. November in Mainz vor einer grossen Trauerversammlung fast improvisirt hielt. So pathologisch den kühlen Leser von heute diese Rede nach Form und Inhalt anmuthen mag, „so war sie doch der volle und nicht künstlich gesteigerte Ausdruck des grenzenlosen Jammers und Zornes von Unzähligen über diese Blutthat“. Bamberger, der übrigens selbst R. Blum nicht gerade sehr hoch veranschlagte, meinte, kein Mann sei damals mehr vom Volke geliebt gewesen als R. Blum; in ihm, dem für unantastbar gehaltenen Volksvertreter, habe man die Freiheit selbst dahin gemordet gesehen. Bamberger folgerte in seiner Rede daraus, nun sei die Monarchie erst recht verloren und wendete sich zu einem furchtbaren Angriff gegen die tieferen Urheber und Mitschuldigen des Mordes, die Volksfeinde im Parlamente und in der Reichsregierung, an deren Spitze der „edle“ Heinrich von Gagern stehe. Diese Trauerrede, die so in eine leidenschaftliche Anklage ausklang, trug Bamberger damals keine Unbequemlichkeiten ein. Wurden doch zahllose andere Trauerfeierlichkeiten in Stadt und Land gehalten und die republikanische Partei durch diese Gewaltthat der Reaktion zunächst nur gestärkt. Erst nachdem die Aufstände in der Pfalz und Baden 1849 niedergeschlagen waren, wurde Bamberger auch wegen dieser Rede in Anklagestand versetzt und zu zweijähriger Gefängnissstrafe in contumaciam verurtheilt. „Es ging damals mit den schwereren Verurtheilungen in einem hin.“

Vergeblich suchte die radikale Partei die rückwärts fluthende Strömung durch immer neue Organisationen aufzuhalten. So wurde ein sog. Märzverein gegründet, dem auch Bamberger seine Kräfte widmete. Im Stillen von der Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen überzeugt, suchte er doch an der von ihm einmal eingenommenen Stelle seine Schuldigkeit zu thun und gegen die nunmehr um sich greifende Resignation

den Muth der Thatkräftigeren aufrecht zu erhalten. So feierte man am 24. Februar 1849 in Mainz den Jahrestag des Ausbruchs der Pariser Revolution durch eiu grossartiges Bankett.

Trotzdem dass sich so in Mainz noch eine zuversichtliche Stimmung in den Kreisen der Stadt- und Landbevölkerung behauptete, sagte Bamberger schon im März in Leitartikeln voraus, dass in zwei Monaten die Aera des Bundestages wieder angebrochen sein werde. Denn dass mit der von der Nationalversammlung vorgenommenen Wahl eines erblichen deutschen Kaisers gar nichts erreicht werden werde, war nach allen schon erfahrenen Enttäuschungen nur denen nicht zweifelhaft, welche sich das ganze Jahr über im besten Glauben und nach besten Kräften abgemüht hatten, eine Versöhnung der Revolution mit den legitimistischen und partikularistischen Anschauungen der deutschen Fürsten zu Stande zu bringen. Dass das auf friedlichem Wege zu erreichen uumöglich sei, dass die deutsche Frage nur „durch Blut und Eisen“ gelöst werden könne, sahen die gemässigten Patrioten der Paulskirche nicht ein, während der Radikalismus das klar erkannt hatte und in seiner Weise durchzuführen bereit war. Dass die thörichten Versuche, schon damals die Herstellung der deutschen Einheit durch Waffengewalt zu erzwingen, kläglich scheiterten, war ein Glück für unser Volk. Denn viele furchtbare Erschütterungen sind ihm dadurch sicher erspart geblieben. Wenn aber jetzt viele auf die Bestrebungen und Thaten von Männern, die in ihrer Mehrzahl lediglich von selbstlosen, patriotischen Empfindungen getrieben für ihre politischen Ideale zu den Waffen griffen, nur verächtlich und höhnisch herab blicken, so wird dem gegenüber eine unbefangene Betrachtung der Dinge jenen die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass sie es waren, die zuerst erkannt hatten, dass mit theoretischen Erörterungen und Gesinnungspatriotismus solche Machtfragen, wie die Sprengung des Bundestages und die Neugestaltung Deutschlands es doch waren, nicht zu lösen seien. Dass die Radikalen für die Reichsverfassung, die sie nicht einmal geschaffen hatten, mit Energie und Darangabe ihrer Existenz aufstanden, nur um doch etwas von der Bewegung von 1848

zu retten, sollte man ihnen doch auch nicht zn einem Verbrechen machen. Sie zogen eben die Consequenz der Vorgänge von 1848, während die Gemässigten, die auf demselben revolutionären Boden wie sie ihre Verfassungsbauten aufgerichtet hatten, aus guten Gründen, die auch nicht verlästert zu werden verdienen, es vorzogen, vor der wieder erstarkten Reaction zu capituliren. Ich glaube, es ist billig und gerecht, was Bamberger ein halbes Jahrhundert später über den Ursprung der revolutionären Erhebungen des Jahres 1849 zusammenfassend geurtheilt hat: „Wenn man die Enttäuschung, Verwirrung und Aufregung jener Tage in den Verhandlungen und Stimmen der Zeitgenossen wieder nachliest, so begreift man, wie das alles mit einer wenn auch noch so aussichtslosen Volkserhebung ausgehen musste. Selbst die Gemässigten und Friedliebenden konnten es nicht fassen, dass Alles so ganz und gar mit dem kahlen Nichts, der Wiedereinsetzung des alten Bundestages enden sollte, und wagten nicht zu widersprechen, wenn die Nothwendigkeit des Widerstandes in irgend einer Form sich Luft machte“ (Er. S. 171). Man wird Bamberger in diesem Urtheile nach seiner subjectiven Seite hin wenigstens um so mehr beistimmen dürfen, als er ja selbst lediglich in Consequenz seines bisherigen Handelns an einer solchen Volkserhebung zwar activ theilgenommen hat, dann aber auch sofort den Muth zeigte, die vollkommene Aussichtslosigkeit eines solchen Versuches in Deutschland zu Nutz und Frommen aller, die ihn nochmals wagen könnten, durch eine wahrheitsgetreue, ungeschminkte Schilderung seiner eigenen Erlebnisse während des pfälzischen Aufstandes vom 9. Mai bis 26. Juni 1849 nachzuweisen. Man wird ihm auch darin glauben dürfen, wenn er, der mitten in der revolutionären Bewegung stand, in seiner Schrift: „Erlebnisse aus der Pfälzer Erhebung“ schon im Jahre 1849 versichert: „Selbst ein preussisches Kaiserthum, nach den Beschlüssen der Nationalversammlung eingesetzt, hätte nicht den geringsten Empörungsversuch erfahren.“ (Ges. Schr. III, 68.)

Wir haben hier nicht die Geschichte dieser in ihrer Ausführung burlesken pfälzischen Erhebung zu schreiben und

notiren daher nur, dass Bamberger am 9. Mai mit Zitz und einem Haufen Rheinhessen Mainz verliess, um einer Aufforderung zu folgen, einer Schaar von 30000 aufständischen Rheinbaiern zuzuziehen, und dann am 22. Juni mit demselben Zitz nach unsäglichen Enttäuschungen, aufreibenden Anstrengungen und schweren Kümmernissen „ohne den Schatten eines Schattens von Hoffnung auf den badischen Aufstand“ in Basel auf den sicheren Boden der Schweiz übertrat.

In Basel blieben die Flüchtlinge nur kurze Zeit, um sich dann, von einem schweizerischen Studiengenosssen Bambergers mit einigem Geld versehen, nach Zürich zu begeben. Nachdem hier rasch die Erlebnisse aus der Pfälzer Erhebung zu Papier gebracht waren, ging es mit fünf andern Flüchtlingen zu Fusse durch das Berner Oberland und das Rhonethal nach Genf weiter. Dort wollten Zitz und Bamberger die Entwicklung ihrer Geschicke zunächst abwarten. Da der Heidelberger Universitätsfreund und Parteigenosse Friedrich Kapp hier bei dem berühmten russischen Flüchtling Alexander Herzen als Hauslehrer fungirte, wurde Bamberger natürlich auch mit diesem eine Zeit lang für Russland so einflussreichen Manne bekannt. In seinem Kreise trat ihm dann auch wieder Moritz Hartmann entgegen, den er in Frankfurt nur flüchtig kennen gelernt hatte.

So anregend und amüsant an sich dieses Leben in Genf auch war, so stand bei Bamberger doch die Sorge um die Zukunft ständig hinter der Thüre. Einmal wollte er doch seiner nur mässig begüterten Familie nicht dauernd zur Last fallen. Der Drang, sich eine eigene gesicherte Existenz zu gründen, wurde noch besonders durch die eigenthümliche Lage der Braut gesteigert. Ihr Vater, ein Handelsmann in Alzei, den der Schwiegersohn selbst fabelhaft geizig, einen Harpagon in des Wortes verwegenster Bedeutung nennt, lebte von seiner Frau, einer Schwester der Mutter Bambergers, seit langen Jahren getrennt. Ihr Kind war unter den abenteuerlichsten Verhältnissen bei dem Vater, beziehungsweise einem Pflegevater, der ein Dorfmusikante war, aufgewachsen. Später kam das junge Mädchen in ein Mannheimer Pensionat. Glänzend

begabt, hatte Anna Belmont die Lücken in ihrer Bildung rasch nachgeholt, sodass sie später einen Pariser Salon beherrschen und die gefeiertsten Schriftsteller durch die lebendigen Erzählungen aus ihrem Jugendleben entzücken konnte.

War es schon für ihren Bräutigam eine schwere Sorge gewesen, wie und wann er seine Verlobte einmal werde heimführen können, als er noch ruhig in Mainz auf eine Anwaltsstelle lossteuerte, so musste er jetzt, von der Heimath losgerissen und einer ganzen unsicheren Zukunft preisgegeben, für die Geschicke seiner Geliebten, die in ihm die einzige feste Stütze ihres Lebens in der Heimath verloren hatte, für sie und sich um so mehr bangen. Und wenn diese Verhältnisse es ihm schon sehr schwer gemacht hatten, sich von Mainz zu entfernen und die Waffen zu ergreifen, so mussten sie ihn jetzt erst recht antreiben, bald wieder festen Boden unter die Füsse zu bekommen. In Genf und später in Bern schmiedete er daher mit den Freunden bald ernsthafte Zukunftspläne. Er beschloss mit Kapp und Zitz nach Nordamerika auszuwandern und in New-York gemeinschaftlich eine internationale Advocatur zu gründen. Die beiden ersten reisten auch dorthin ab, Bamberger sollte nachkommen. Da traf ihn ein Brief seines jüngeren Bruders, der in London in dem Bankhause seines Onkels Bischoffsheim angestellt war und ihn zu einem Besuche einlud. Da der Weg nach Amerika über London führte, beschloss Bamberger die Einladung anzunehmen. Auf einer abenteuerlichen Reiseroute musste der deutsche Flüchtling die schon damals polizeilich aufs Sorgfältigste überwachte Republik Frankreich durchqueren. Im Herbste des Jahres kam er glücklich in London an, um Europa nicht zu verlassen.

Zwei Brüder der Mutter Bambergers, „wirklich geniale Finanzleute“, wie sie ihr Neffe nennt, waren durch eigene Tüchtigkeit in die Höhe gekommen und hatten mehrere grosse Geschäfte auf den wichtigsten Handelsplätzen Westeuropas gegründet, die einander in die Hände arbeiteten. Von Amsterdam ausgehend, hatte der ältere der Brüder den jüngeren in Antwerpen etablirt, der dann nach der Trennung Belgiens von Holland nach Brüssel übersiedelte und dort ein hochan-

gesehener Bankherr und Politiker wurde. Der ältere Bruder siedelte 1848 nach Paris über und gründete dort ein rasch erblühendes Geschäft. Um den Ring zu schliessen, wurde auch in London ein grosses Geschäft unter der Firma Bischoffsheim, Goldschmidt und Avigdor eröffnet, in das jetzt L. Bamberger wohl oder übel als Lehrling eintrat. Leicht wurde ihm dieser Schritt nicht. Hatte er früher den stillen Wunsch gehegt, eine rein wissenschaftliche Carrière zu ergreifen, und sich dann mit dem Berufe eines Rechtsanwalts in Mainz abgefunden, so hatte er jetzt aus dem Schiffbruche seines äusseren Lebens nur die Aussicht auf eine Anwaltspraxis in Amerika gerettet. Der Versuch, den er anstellte, sich in London in die Geheimnisse des englischen Rechts einweihen zu lassen, war nicht verlockend ausgefallen. Da sattelte er nothgedrungen um und trat als 26jähriger Lehrling in das Londoner Bankhaus seiner Verwandten ein. Dieser Entschluss wurde ihm dadurch leichter gemacht, dass der eigentliche Leiter des Londoner Hauses, Goldschmidt, ein Heidelberger Dr. jur. und ein Mann von gründlichster wissenschaftlicher Vorbildung war, also Verständniss für seinen Lehrling besass. Wenn diesem auch die Ausführung der Comptoirarbeiten und Berechnungen nicht erspart blieb, so hatte er bei einer allerdings recht angestrengten Thätigkeit sich doch besonderer Berücksichtigung in der Behandlung zu erfreuen. Elastischen Geistes, wie er war, konnte er die Sonntage zu journalistischen Arbeiten in deutscher und französischer Sprache benutzen. Doch befand er sich in London, bei den damals noch besonders engherzigen Lebensgewohnheiten und Gebräuchen der Engländer, durchaus nicht wohl und ergriff desshalb im Sommer 1850 gern die Gelegenheit, nach Antwerpen überzusiedeln. Sein jüngerer Bruder war nämlich inzwischen von London zum Chef des dortigen Hauses avancirt und berief nun den Lehrling zu sich. Im Juli 1850 landete der Flüchtling wieder auf dem Continente, um zunächst einige glückliche Tage mit der Braut und deren Mutter in Ostende zu verbringen. Wäre es aber nach dem Willen der französischen Polizei gegangen, so wäre seines Bleibens in Belgien nicht lange gewesen. Denn sie verlangte

die Ausweisung aller Flüchtlinge, selbst der deutschen, aus dem neutralen Königreiche. Nur durch die Intervention seines angesehenen Onkels in Brüssel gelang es, den Ausweisungsbefehl unschädlich zu machen. Auch der Aufenthalt in Belgien behagte Bamberger sehr wenig. Er nennt die Bewohner des Landes „eine überaus nüchterne, realistische Race, mehr als die Holländer“. Wäre sein Freund H. B. Oppenheim, der damals als Flüchtling in Brüssel lebte, ihm nicht nahe gewesen, so hätte er sich geistig ganz vereinsamt gefühlt. Seine Beschäftigung, zu der jetzt der regelmässige Besuch der Börse hinzukam, sagte ihm hier ganz besonders nicht zu. Auch später war ihm dieser Zweig seiner Thätigkeit sehr wenig erfreulich. Sobald er nur konnte (1863), hat er sich von ihm ganz befreit. Aber vorläufig musste er noch aushalten. Das Jahr vom Juli 1850 bis dahin 1851 war ihm aber doch „das trübseligste seines Lebens“.

Es war nicht die schwere Anklage und Verurtheilung, die in diesem Jahre gegen den Flüchtling ausgesprochen wurde, welche ihm traurige Gedanken machte. Darin hatte er schon einige Erfahrung. War er doch schon im November 1849 wegen Beleidigung der deutschen Nationalversammlung (bei der Blumfeier begangen) zu zwei Jahren Gefängniss und wegen Amts- und Ehrverletzung der hessischen Armee zu vier Monaten Correctionshaus verurtheilt worden. Jetzt wurde er am 21. März 1851 von den Mainzer Assisen wegen einer ganzen Reihe der schwersten Verbrechen, wie Hochverrath u. s. w., mit der „mässigen Strafe“ von acht Jahren Zuchthaus bedacht und in dem folgenden Jahre von den Pfälzer Assisen in Zweibrücken sogar zum Tode verurtheilt. Alle dem konnte er von dem sicheren Porte aus ruhig zusehen. Nein, was ihn aufregte, waren schwere Bedenken gegen den jetzt ergriffenen Lebensberuf im fremden Lande und unter ihm unsympathischen Menschen. „Er empfand nichts von dem heiligen Durst nach Gold und seine Lebensgewohnheiten drängten nicht, ihn zu erwecken“ (Er. S. 251). Er meinte auch, seine Fähigkeiten lägen nicht auf der Seite des geschäftlichen Talentes. Wenn er sich auch nicht für zu gut

für die geschäftliche Laufbahn hielt, so empfand er doch noch immer den Bruch mit seinen Wünschen und Hoffnungen auf eine wissenschaftliche Laufbahn zu tief; er wurde ganz melancholisch und körperlich leidend. Doch die Verwandten, die ihn und seine Fähigkeiten schätzen gelernt hatten, liessen ihn nicht wieder los. Nachdem er noch einige Wochen in dem Amsterdamer Mutterhause gearbeitet hatte, wurde er, mit einem kleinen Kapitale unterstützt, in Rotterdam etablirt und gründete hier im September 1851 ein eigenes Bankhaus unter der Firma L. A. Bamberger & Co. Die Anfänge waren sehr bescheiden und das Leben in der nicht sehr civilisirten Handelsstadt hatte wenig Reiz für ihn. Sobald die Aussicht vorhanden war, dass das Geschäft sich gut behaupten werde, beschloss er nun seine Braut heimzuführen. Das war aber leichter gesagt, als gethan. Denn der Vater der Braut wollte nichts von der Verheirathung seiner Tochter wissen, um nicht wenigstens etwas Geld herausrücken zu müssen. Der väterliche Consens musste also gerichtlich erzwungen werden, und der liebevolle Vater sendete statt der Ausstattung seinen Fluch. Später söhnte er sich jedoch mit der Ehe aus und wollte sogar zu seinen Kindern nach Paris ziehen. Auch gerichtsseitig stellten sich der Trauung allerhand Schwierigkeiten entgegen, da der Flüchtling keinerlei Papiere über sich zur Stelle schaffen konnte. Erst nach Ueberwindung aller dieser Hindernisse traute der Bürgermeister von Rotterdam in Anwesenheit weniger Verwandter und Freunde am 5. Mai 1852 das alte Brautpaar. Bamberger fühlte sich nun viel wohler in der neuen Heimath, während seine Frau ihr keinen Geschmack abgewinnen konnte. Sie sollte auch in Holland nicht recht warm werden. Schon im folgenden Jahre erhielt Bamberger von seinem Onkel in Paris den Antrag, in sein Bankhaus als Prokurist mit einem allerdings kleinen Gewinnantheil einzutreten. Da die Frau sehr energisch dafür eintrat, überwand der Mann rasch sein Bedenken. Aber so leicht wurde auch hierbei die Ausführung des Planes nicht. Bamberger konnte als deutscher Revolutionär und Flüchtling nicht nach Frankreich hinein. Ein Amsterdamer Freund ver-

schaffte ihm hierzu von dem holländischen Ministerium des Auswärtigen eine fingirte Depesche, die er als Courier nach Paris bringen sollte. Erst einmal mit ihrer Hülfe glücklich jenseits der Grenze angekommen, verblieb er unangefochten als Fremder in der grossen Stadt. Er wurde jedoch polizeilich sorgfältig überwacht und war so wenig gut bei der Regierung angeschrieben, dass man ihm später nicht einmal das Droit de domicile civil, das, von der Naturalisation ganz verschieden, nur die Rechte des dauernden bürgerlichen Wohnsitzes in sich begreift, bewilligte. Er konnte auch noch als Chef des angesehenen Bankhauses Bischoffsheim jeden Tag polizeilich ausgewiesen werden. Das ist ihm nicht widerfahren. Denn wenn er auch vorzugsweise die dem Kaiserthum Louis Napoleon feindlichen Salons besuchte, so hat er sich natürlich nicht activ an dem politischen Leben Frankreichs betheiligt, dafür aber alle künstlerischen und wissenschaftlichen Genüsse der Stadt genossen, die bis zum Jahre 1870 hieran in Europa die reichste war.

Es ist bezeichnend für Bamberger, dass er den Theil seiner Erinnerungen, der sich mit seinem Leben in Paris beschäftigt und der meines Erachtens den inhaltvollsten und culturgeschichtlich wichtigsten Theil derselben bildet (S. 266 bis 498), nicht etwa mit der Darlegung seiner Stellung in dem Bankhause seines Onkels, und seiner Thätigkeit und seiner Erfolge in demselben beginnt, sondern mit einer Schilderung seines socialen Lebens, seines Verkehrs mit den alten Freunden, H. B. Oppenheim und M. Hartmann, und allem Andern, was sich hieran knüpfte, anhebt. Denn wenn er auch mit ganzem Ernste, grossem Fleisse und gutem Erfolge alle ihm aufgetragenen und selbsterwählten Obliegenheiten seiner Stellung im Bankhause erfüllte, sein Sinn war doch mehr in den literarischen und künstlerischen Interessen befangen als in den rein geschäftlichen. Daher nimmt auch in den „Erinnerungen“ die Schilderung jener einen so breiten Raum ein. Nicht als ob er von seiner Thätigkeit im Geschäfte gering gedacht hätte! Im Gegentheil! Er wusste die geistigen Kräfte, die zu einer erfolgreichen kaufmännischen Thätigkeit im grossen

Style erforderlich sind, sehr wohl zu schätzen. Niemand hat den Handelsstand gegen socialistische Weltverbesserer, hochmüthige Aristokraten und die Weisheit der Gelehrten und Büreaukraten so zu vertreten gewusst wie er. Aber neben seiner Arbeit um materiellen Gewinnes willen wollte er sich von seinen Studien und höheren Genüssen nicht abdrängen lassen. Dazu suchte er in den besten literarischen und artistischen Kreisen der Seinestadt persönlichen Umgang und fand ihn zur Genüge. Dass ihm das gelang, hatte er nicht dem Luxus zu verdanken, mit dem er die französischen Gelehrten und Künstler bei sich bewirthete. So etwas konnte nur sein Onkel, bei dem z. B. Lamartine sehr hoch in der Kreide stand. Er selbst war nach den ersten sechs Jahren, in denen er mit an der Spitze eines reichen Bankhauses gestanden hatte, noch „ein armer Schlucker.“ Denn er hatte nur eine fixirte Jahreseinnahme von 12000 Fr. Nach acht Jahren, von denen er drei Jahre lang dem Geschäft fast ganz allein vorgestanden hatte, betrug sein Vermögen nicht mehr als 77000 Fr. (Er. S. 407.) Als bessere Zeiten gekommen waren und er einen grösseren Geschäftsantheil erhalten hatte, hob sich dann sein Wohlstand so rasch, dass er bei seiner Rückkehr nach Deutschland 1867 „ganz gut von seinen Renten leben konnte“. Das Haus Bischoffsheim machte eben nicht nur sichere Bankgeschäfte, sondern hatte sich vielfach in grosse Bergwerksunternehmungen eingelassen, bei denen Jahre lang nicht nur nichts verdient, sondern sogar zugesetzt wurde. Bei der Inscenirung und Verwaltung von zwei derartigen Versuchen war Bamberger persönlich in erster Linie betheiligt und hat uns das ausführlich erzählt. (Er. 373 u. f. 383 u. f.). Schlug einmal ein solches Unternehmen ein, so wurde dann freilich rasch viel Geld gemacht. Aber immerhin war Bambergers Vermögenslage nicht ganz sicher. Als er desshalb einmal mit seinem Onkel über die Sicherstellung seiner Frau für den Todesfall verhandelte, und dieser zwar anerkannte, dass er die Last der Geschäfte fast allein trage, meinte jedoch der Geschäftsmann, sein Neffe entziehe dem Comptoir doch einen guten Theil seiner Kräfte durch seine schriftstellerische Thätigkeit. Man wird sich daher nicht

wundern, dass das Geschäft sich 1867 auflöste, als dieser Arbeiter aus ihm austrat und kein geeigneter Stellvertreter für ihn zu finden war. Bamberger hat sich dann später an keinem finanziellen Unternehmen mehr persönlich betheiligt, als an der Gründung der „Deutschen Bank“, deren Organisation er in Verbindung mit Adalbert Delbrück Ende der sechziger Jahre schuf, und der er den ersten brauchbaren Direktor verschaffte. Doch schon 1872 trat er aus dem Verwaltungsrath der Deutschen Bank aus, „als er die Aera der Verleumdung und Verunglimpfung jeder geschäftlichen Thätigkeit, die sich seitdem so mächtig entfaltet hat, von weitem kommen sah“ (Er. S. 386). Das allgemeingiltige Resultat seiner Erfahrungen auf dem Gebiete seines erfolgreichen Geschäftslebens, — Erfahrungen die seine ganze spätere politische Thätigkeit mit bestimmen sollten — fasst er dahin zusammen: „Beamtenfach und kaufmännischer Beruf sind so himmelweit von einander entfernt. Daher gibt es nichts horribleres als Regierungseinmischung in die Geschäfte; aber Regierungsleute sind noch erfahren und wohlmeinend, verglichen mit der Ueberzahl der parlamentarischen Gesetzmacher“. (Er. S. 386). —

Liest man in den „Erinnerungen“, welche Bekanntschaften Bamberger in Paris gemacht, welchen Verkehr er gepflegt und was er an politischer Schriftstellerei und Agitation während der Jahre von 1853—1866 geleistet hat, so wird man den Vorhalt des gestrengen Herrn Onkels nicht ganz unbegründet finden. Nur ein Mann von aussergewöhnlichen Talenten, grosser Arbeitskraft und vielseitigsten Interessen konnte Alles das bewältigen, was Bamberger in Paris auf seine Schultern genommen hatte.

Er hat wie Wenige Ganz-Paris studirt und kennen gelernt. Von den Gassen der Pariser Strassenkehrer an, die zum grössten Theile seine engeren Landsleute aus Oberhessen waren und deren Leben und Treiben er 1867 eine eingehende Abhandlung (Ges. Schr. I, 213 u. f.) gewidmet hat, bis hinauf in die Salons der grossen Geldfürsten, Künstler und Gelehrten hat er alle möglichen Schichten der Bevölkerung in ihren specifischen Eigenthümlichkeiten und Lebensgewohnheiten zu

ergründen gesucht und sie uns in drastischen und launigen Schilderungen, nach ihren markantesten Zügen durch Erzählung eigener Erlebnisse und lustiger Anekdoten in seinen „Erinnerungen“ vorgeführt. Da ihn, wie er selbst von sich bekennt, „die Menschen immer und überall mehr interessirten als die Dinge“ (Er. S. 357), ziehen in ihnen eine Menge Leute der verschiedensten Stände, Künstler, Gelehrte, Geldmänner, Dichter, Schriftsteller, Schriftstellerinnen, Salondamen, Schauspieler und Schauspielerinnen u. s. w., in buntem Durcheinander mit ihren Freuden und Leiden, Sitten und Unsitten, Ansprüchen und Naivitäten in scharfen, aber immer von einem wohlwollenden Humor und überlegener Skepsis umrahmten Momentbildern an uns vorüber. Ein Culturhistoriker wird diese Zeichnungen aus den Zeiten des zweiten Empire stets dankbar begrüssen und mancher Freund der Literatur ihnen einzelne werthvolle Notizen entnehmen können. Wenn ich von Malern die Namen Ricard, Fromentin, Chenavard, Heilbuth, Güterbock, von Gelehrten die Namen Renan, Littré, Jules Simon, Sainte-Beuve, Henri Martin, Taine, Lanfrey, Mortimer Ternaux, von Schriftstellerinnen die George Sand, die Gräfin d'Agoult, Juliette Adam, von Dichtern Lamartine, Alfred de Musset, von Bankiers die Königswarter, Baron Hirsch, von Journalisten Nefftzer, Mazade, Lavertujon nenne, von unzähligen anderen interessanten Persönlichkeiten, wie Berryer, d'Alton-Shée etc., ganz abgesehen, so kann man sich eine Vorstellung von der bunten Gesellschaft machen, in der sich Bamberger bewegte. Hatte er es natürlich sich und seiner Frau in erster Linie zu verdanken, dass er mit so vielen hervorragenden Menschen bekannt und mehr oder weniger befreundet wurde, so wurde ihm das natürlich auch durch seine freie Stellung in dem grossen Bankhause und durch seine Beziehungen zu Moritz Hartmann und dem Romancier Louis Ulbach sehr erleichtert. Lernte er bei seinem alten Freunde, der längere Zeit in Paris krank darniederlag, die diesen zahlreich besuchenden literarischen und künstlerischen Grössen Frankreichs und des Auslandes kennen, so fand sich in dem Salon Ulbachs ein lustiges Völkchen von

ächten Parisern zusammen, die ihn in andere Kreise weiter einführten. Auf diese Weise erhielt er Eintritt in die Salons der Madame Didier, der Frau Planat de Lafaye, der Gräfin d'Agoult und vor Allem in den der Schwester des Grafen d'Alton-Shée, einer Madame Jaubert, mit der das Ehepaar Bamberger eine Freundschaft für das Leben schloss, die sich auf deren Tochter und Enkelin weiter bis zum Tode Bambergers erstreckte.

Und neben diesem grossen geselligen Verkehre fand der viel geplagte Geschäftsmann noch Zeit, sich um die deutsche Politik zu kümmern und literarische Unternehmungen zu fördern, welche in die neu begonnene Bewegung einzugreifen bestimmt waren! In dem Jahrzehnt der allgemeinen europäischen Reaction hatte er sich in die Geschäfte einarbeiten müssen. Die Aussichtslosigkeit jeder politischen Thätigkeit hatte ihm das erleichtert. Sobald aber nur Zeichen auftauchten, die den umschlagenden Wind verriethen, regten sich auch bei ihm wieder sofort die alten Interessen und Neigungen. Dem Anstosse, den die deutsche Frage durch den Wechsel der Regierung in Preussen erhielt, legten die Flüchtlinge zwar zunächst keine grosse Bedeutung bei. Stand bei ihnen doch der Prinz von Preussen noch in zu böser Erinnerung, namentlich von Baden her. Dass in Europa, und mittelbar dadurch in Deutschland, sich grosse Dinge vorbereiteten, fühlte Bamberger viel deutlicher aus der berühmten Neujahrsrede heraus, die der Kaiser Napoleon III. 1859 an den österreichischen Gesandten richtete. Der alte habsburgische Kaiserstaat galt ihm als der Hort aller politischen und kirchlichen Reaction. Wurde er aus Italien herausgedrängt, so schien ihm eine Rückwirkung hiervon auf Deutschland unausbleiblich. Nun fand der scharfsichtige Politiker aber, dass die Stimmung des deutschen Volkes, namentlich im Süden, in dem sich immer schärfer entwickelnden Conflicte zwischen Frankreich und Oesterreich sich nach der österreichischen Seite hinneige, ja dass viele seiner eigenen Parteigenossen in unklarer Gefühlsaufwallung gegen die gerechten Aspirationen der Italiener sich ereiferten. Das

drückte ihm die Feder in die Hand und er schrieb anonym eine Broschüre: Juchhe nach Italia!, die leidenschaftlichste Streitschrift, die Bamberger verfasst hat. „Das böse Princip Deutschlands“, die österreichische Hausmacht und alles, was mit ihr zusammenhängt, „die Vielherrschaft, die Zerstückelung, die Dunkelheit, der Jesuitismus, der Rückschritt und die Luderwirthschaft des patriarchalischen Polizeistaates“ wird hier in Tönen angegriffen, die kaum jemals so schrill und scharf vernommen worden sind. An diese Broschüre knüpfte sich natürlich eine literarische Polemik, die im weiteren Fortgange zu dem Entschlusse führte, ein periodisch erscheinendes Organ zur Belebung der öffentlichen Meinung in Deutschland nach der demokratischen Seite hin ins Leben zu rufen. In Verbindung mit seinen Pariser Freunden Ludwig Simon, Moritz Hartmann und H. B. Oppenheim, denen sich dann rasch andere anschlossen, wurden die „Demokratischen Studien“ gegründet und zur Herausgabe derselben L. Walesrode gewonnen. Da dieser sich wenig geeignet erwies, eine derartige Sammelschrift zu redigiren, und H. B. Oppenheim nach Berlin zurückgekehrt war und sich anschickte, die „Deutschen Jahrbücher“ herauszugeben, so liess Bamberger die „Demokratischen Studien“ fallen und betheiligte sich an dem neuen Unternehmen. Seine erste Arbeit über die später von ihm mit so grossem Erfolge behandelte „Gold und Silberfrage“ veröffentlichte er hier in jener Zeit. Zahlreiche andere Aufsätze haben einen Neudruck in den „Gesammelten Schriften“ gefunden. Damit aber nicht genug, lieferte der deutsche Bankier noch an die Anfangs der sechsziger Jahre entstandene und von August Nefftzer geleitete Tageszeitung „Le Temps“ und an die „Revue moderne“ Artikel literarischen und politischen Inhalts. Der alte Eifer und die Sehnsucht nach politischer Thätigkeit war wieder ganz über ihn gekommen. „Was ist das Leben ohne Geisteskampf?“ frug auch er sich, wie einer seiner sich kümmerlich in Frankreich durchschlagenden Schicksalsgenossen. Da nun aber sich in Frankreich an dem öffentlichen Leben zu betheiligen, gar nicht in der Geistesrichtung Bambergers lag, selbst wenn es für ihn möglich gewesen wäre, so musste

er seine Blicke um so bestimmter und ausschliesslicher auf Deutschland richten. Manche der aus ihm Vertriebenen waren in Folge der in Preussen verkündeten Amnestie nach dort zurückgekehrt. Andere, wie Fr. Kapp, bereiteten ihre Rückkehr vor, nachdem sie sich in Deutschland von dem dort neu erwachten politischen Leben überzeugt hatten. Dazu kamen persönliche Berührungen mit angesehenen deutschen Politikern, wie mit H. V. von Unruh, und mit Männern der Presse. Deutschland wiederzusehen, wurde daher auch ihm zu einem immer lebhafter sich gestaltenden Wunsche. Die Aussichten dazu zeigten sich anfänglich nicht gerade günstig. Als aber in Folge einer Bittschrift seiner Mutter, die von alten guten Freunden, selbst ultramontan gewordenen, unterstützt wurde, 1862 eine Erlaubniss zum Besuche von Mainz einlief, wollte er sie doch nicht benutzen. Er konnte schlechterdings vom Ministerium Dalwigk keine Gnade annehmen und bekannte sich in der Gedächtnissrede, die er im October 1862 zur Erinnerung an Heinrich Simon am Wallensee hielt, zu seiner demokratischen Vergangenheit. Aber die Sehnsucht, wieder einmal in die Heimath zu kommen, wurde durch die ihm gezeigte Möglichkeit doch gestärkt. So reiste er denn 1863 mit seiner Frau nach Baden und verweilte dort einige Wochen. „Die Freude, wieder einmal in Deutschland zu leben, erfüllte ihn mit wahrem Wonnegefühl“ (Er. 518) und trieb ihn an, sich weiter im Lande umzusehen. Er besuchte Gotha und Thüringen, wagte sich sogar in die Höhle seines Feindes Dalwigk und reiste nach Giessen. Auch Dresden und Berlin wurde ein Besuch abgestattet. Die ganze Reise hatte in Bamberger den Gedanken einer Uebersiedelung nach Deutschland neu belebt und seine Frau, die sehr gern in Paris lebte, fing an sich mit ihm zu befreunden. Bestärkt wurde er durch eine bald darauf erfolgende Geschäftsreise, die er nach Berlin zu machen hatte. Doch war es nicht möglich, die Hindernisse rasch zu beseitigen, die einer dauernden Rückkehr in die Heimath entgegenstanden. Sein Geschäftshaus in Paris war ja vor Allem auf seine Arbeitskraft angewiesen. Die Zustände Deutschlands während der Conflictszeit in Preussen

waren auch nicht sehr danach gethan, einem Manne wie Bamberger den Drang, sich von Neuem in die politische Bewegung zu stürzen, zu einem unüberwindbaren zu machen. Und das um so weniger, als er der damals rührigsten und durch ihre nationale Tendenz ihm am nächsten stehenden politischen Partei, die sich in dem Nationalverein organisirt hatte, doch keinen Glauben entgegenbringen konnte. Schon 1860 hatte er sich in einem Schreiben an die „Berliner Volkszeitung“ (Ges. Schr. IV, 58 u. f.) in diesem Sinne ausgesprochen, weil „die Stiftung zur Erreichung ihrer Zwecke keine besonderen praktischen Mittel und Wege vorgezeichnet habe und sich also nur auf dem Boden einer theoretischen Propaganda bewegen wolle“. Ihm war es klar geworden, dass die „unbestreitbaren Wahrheiten“, auf die hin sich der Nationalverein gegründet hatte, keiner weiteren Beweisführung bedurften, sondern nur praktische Durchführung heischten. Woher sollte diese kommen? Das war die grosse Frage der Zeit, die Bamberger einstweilen noch von Paris aus studirte. Gleichzeitig betheiligte er sich hier lebhafter als früher an dem reich entwickelten Vereinsleben der zahlreichen Landsleute. Als dann aber mit dem grossen Siege Preussens über Oesterreich im Jahre 1866 die entscheidende Wendung in den Geschicken Deutschlands eingetreten war, da litt es ihn nicht mehr an der Seine, sondern er begab sich kurz nach dem Frieden von Nikolsburg an den Rhein, um an altvertrauter Stätte seine politische Wirksamkeit wieder aufzunehmen. Er trat aus dem Pariser Bankhause Bischoffsheim aus, das sich in Ermangelung eines geeigneten Ersatzes für ihn auflöste. Die Pariser Flüchtlingszeit lag hinter ihm. So oft er auch noch nach der Seinestadt zurückkehren sollte, er hat dort nur als Gast bei seinen Geschwistern geweilt. —

Der Abschied von Paris war Bamberger nicht leicht geworden. Abgesehen von den materiellen Interessen, die ihn mit der Stadt verbanden, fesselten ihn doch auch viele Freunde, die er sich dort erworben hatte. Dazu kam, dass sich seine Frau sehr schwer von dort trennte. Sie hatte sich dort so eingelebt, dass sie dauernd kaum wo anders leben zu können

glaubte. Sie hat sich auch nie ganz wieder in Deutschland heimisch gefühlt. Ein Krebsleiden, dem sie, freilich erst acht Jahre später, unerwartet am 19. December 1874 in Wiesbaden in dem Augenblick erlag, als sie sich zu einer dauernden Niederlassung am Rheine entschlossen hatte, war wohl schon längst in ihrem Körper vorbereitet und liess sie zu keiner rechten Ruhe mehr kommen. Aber auch ganz abgesehen von all diesen privaten Schwierigkeiten, die ihm die Loslösung von Paris bereitete, musste ihm nicht auch seine ganze Zukunft in Deutschland und die politische Thätigkeit, die er dort wieder aufnehmen wollte, als eine sehr schwierige und in ihren Resultaten sehr problematische erscheinen? Er hatte eine ganz klare Vorstellung hiervon. Im Herbste 1866 schrieb er von Wiesbaden aus: „Kein Preis winkt unserer Mühe, kein Parlamentssitz ladet uns zur Ruhe ein. Heimathsverlustig zu Hause, nie in der Versuchung gewesen, heimisch zu werden in der Fremde, deutsche Bürger in partibus infidelium und correspondirende Ehrenmitglieder mehrerer vaterländischer Zuchthäuser, dem Süden zustimmend durch Empfindung, dem Norden durch die Besinnung, so treten wir die Wanderschaft an, um das übel gelittene Wort der Einigung zu predigen“ (Ges. Schr. III, 313). Ja, diese Einigung des Vaterlandes war nach 1866 bei vielen noch übel gelitten, trotz allen lauten Geschreies für sie. Sobald nur persönliche Interessen, alte Vorurtheile und Liebhabereien ins Spiel kamen, verstummte es nicht nur, sondern schlug in sein Gegentheil um. Damals machte sich die Gesinnung noch etwas ungenirter von rechts und links her Luft als das heutigen Tages vielen räthlich erscheint. So wäre Bamberger, kaum in seiner Vaterstadt kurz nach dem Frieden von Nikolsburg angelangt, fast ein Opfer der Polizei geworden. Ein übereifriger Diener der öffentlichen Sicherheit konnte kaum abgehalten werden, ihn zu verhaften. Was aber bedeutete die Gesinnung eines solchen Polizeibüttels, der formell in seinem Rechte war, gegen den Hass, den ihm seine alten demokratischen Freunde bei seiner Arbeit für die Einigung Deutschlands bald entgegenbringen mussten? Bei der durch nichts zu beirrenden Sicher-

heit ihrer Ueberzeugungen und der bei vielen von ihnen doch sehr fadenscheinigen catonischen Tugendstrenge, musste er ihnen bald als ein Abtrünniger, als ein Verräther an seinen besten Traditionen, als ein Machtanbeter erscheinen und von ihnen dem entsprechend in der Presse behandelt werden. Dass die elendesten, von Oesterreich bezahlten Soldschreiber sich hierbei am stärksten in die Brust werfen würden, sah der Mann, der diese Leute kannte, klar voraus. Im Grunde hatte auch diese ganze Gesellschaft alle Ursache zu ihrem Hasse und ihren Verleumdungen. Denn niemand hat bei aller Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehre, ja bei aller durch die That bewiesenen Bereitwilligkeit, alten politischen Freunden und neuen Widersachern, die in Verlegenheit oder Noth gerathen waren, mit seinen pecuniären Mitteln unter die Arme zu greifen, den wüsten Phantastereien und selbstgerechten, thatenlosen Tiraden der grossdeutschen Demokratie durch eine unerbittliche Logik, mit feiner Ironie und, wenn es ihm nöthig schien, mit vernichtendem Witze und derber Grobheit zugesetzt, als er. Schon 1859 hatte seine Schrift „Juchhe nach Italien“ ihrem Verfasser die Anschuldigung seines alten Freundes, des weit umhergeworfenen Julius Fröbel eingetragen, er habe eine von der französischen Regierung bezahlte Arbeit geliefert. Fröbel stand damals in österreichischem Dienste, und desshalb mussten ihm Sätze wie die folgenden höchlichst missfallen: „Welche geringe Vorstellung man immer von dem Verhältniss habe, in welchem das gegenwärtige preussische Herrschergeschlecht seiner deutschen Aufgabe gewachsen ist, wie viel Wahres auch an der süddeutschen Antipathie gegen märkischen Intelligenzdünkel sei, — das ist und bleibt doch der einzige Ausweg aus Deutschlands Jammerzustand, dass Preussen möglichst weit das Raubstaatensystem absorbire.“ Jetzt (1866) waren nun einige der schlimmsten dieser Kleinstaaten von der Landkarte verschwunden. Freilich waren nach Bambergers Ansicht noch zu wenige dieser „Infusorienstaaten“ „als viel zu geringer Ersatz für das auf den böhmischen Schlachtfeldern geflossene Blut endlich von der

deutschen Erde vertilgt worden" [1]). Nur ein gesegneter Anfang mit dem Aufräumen unter den deutschen Kleinstaaten sei 1866 gemacht worden. Doch hatte sich Preussen dem Berufe, die deutsche Einheit herzustellen, gewachsen und ergeben gezeigt. Da Bamberger wohl wusste, dass man zehnmal leichter einem alten Feinde als einem alten Anhänger vergiebt und sachliche Kritik am wenigsten verziehen wird, wenn man sie nicht aus Voreingenommenheit herleiten kann (Ges. Schr. V, 49), so fand er es ganz überflüssig, ja für seine Zwecke schädlich, die gegnerischen Ansichten zu schonen. „Denn Kampf ist Kampf, und nicht Gerechtigkeit, sondern nur galante Waffen kann man von einem guten Kampfe erwarten." Hatte er schon 1860 in einer mehr abstrakt gehaltenen, wenn auch sehr lebendig geschriebenen Auseinandersetzung (Ges. Schr. III, 252) die Frage aufgeworfen: Welcher Staat hat ausser Preussen etwas Bleibendes in Deutschland gewirkt? und war er zur Erkenntniss gekommen: „Parlamente — mit einem Worte — sind da, um Erobertes zu bewahren und zu entwickeln, aber nicht, um zu gestalten, was nie dagewesen. Sie sind ein Bollwerk, aber keine Mauerbrecher" (Ges. Schr. III, 224), so musste er 1866 dieser Wahrheiten ganz besonders inne werden und sie gegen die süddeutsche Demokratie um so energischer und lebhafter zu vertheidigen sich angetrieben fühlen. Entbehrten doch auch die Klagen derselben jedes positiven politischen Gedankens, hoben einander vollkommen auf und dienten nur dazu, dem deutschen ruhebedürftigen Philister einen gern acceptirten Vorwand zu bieten, seine Hände in den Schoss zu legen und alles besseren Zeiten zu überlassen! Hiergegen mit allen Waffen einer unüberwindlichen Logik, eines nie sein Ziel verfehlenden überlegenen Spottes zu kämpfen, hielt Bamberger für den ihm zunächst liegenden Beruf. Aus ihm heraus sind 1866 die fünf Aufsätze entstanden, die in dem Zeitraum veröffentlicht wurden, welcher zwischen dem preussisch-österreichischen und dem preussisch-sächsischen Friedensschluss verstrich,

---

[1]) Herr von Bismarck. Deutsche Ausgabe S. XXXVIII.

und die in der Gesammtausgabe unter dem Titel: Alte Parteien und neue Zustände (III S. 296 u. f.) zusammengefasst sind. In ihnen sagte er sich von der süddeutschen Demokratie los und erklärte es für die Pflicht jedes deutschen, namentlich süddeutschen Patrioten, an dem Werke der deutschen Einheit nach Kräfteu und Einsicht mit zu arbeiten. Nachdem er den süddeutschen Particularisten vorgehalten, dass nach ihrem Ideale ein jeglicher Mensch sein eigener Staat sein müsste, und die Frage aufgeworfen hat: „Sagt Ihr, der Norden werde nicht sein Junkerthum überwinden, so fragen wir: Hat denn bis jetzt der Süden sein Perrücken-Despotenthum überwunden?“, fasst er seine Auffassung der deutschen Lage dahin zusammen: „Wer da meint, es könne gelingen, in Bayern, in Würtemberg und Baden einen grünen Garten der Freiheit anzulegen, während das Land nördlich vom Main unter einer Decke von Schnee und Eis erstarren werde, dem haben wir allerdings nichts zu sagen; und wer sich von der positiven Unausführbarkeit solcher Hirngespinste Rechenschaft giebt und versichert, es sei dennoch nichts zu thun, als seinen Grundsätzen gemäss zu protestiren und zu hoffen, dem überlassen wir ohne Neid sein otium cum dignitate. Möge er, sich Ehrenkränze flechtend, weiter singen: ‘Hoffnung, du sollst uns im Leben liebend und tröstend umgeben’. Nicht jedem ist es erlaubt, sich zur reinen Priesterschaft geweiht zu halten und die Arbeit zu verschmähen, weil sie der Erniedrigung und Herabsetzung nicht entgeht.“ Und an dieser seiner Stimmung dem ewig raisonnirenden, nichts aber producirenden gross-deutschen Demokratenthum gegenüber hat Bamberger bis in die letzten Jahre hinein festgehalten. Ihm gegenüber ruft er nach schwersten Enttäuschungen doch: Bismarck for ever!

Im November 1866 kehrte Bamberger nach Paris zurück, um seine definitive Uebersiedlung nach Deutschland vorzubereiten. Noch während er dabei war, seine geschäftlichen Verbindungen in Paris abzuwickeln, eine Aufgabe, die er, von sachlichen, naheliegenden Gründen abgesehen, schon darum für ganz unerlässlich hielt, damit ihm nicht der wohl

zu erwartende Vorwurf bei seinen politischen Actionen gemacht werden könne, er handele in Abhängigkeit von seinen Pariser oder irgend anderen geschäftlichen Interessen, griff er zur Feder und schrieb für den Berliner Centralausschuss zur Erzielung liberaler Wahlen zum Norddeutschen Reichstage eines der von diesem ausgegebenen zwanzig Flugblätter. Es ist das im Januar 1867 in Paris verfasste kurze, leidenschaftlich beredte Mahnwort an die zaudernden und missmuthigen Freunde: „Eine Stimme aus der Fremde“ (Ges. Schr. V, 5—9). Sein Inhalt ist ersichtlich aus dem vorgesetzten Motto: „Augen haben sie und sehen nicht, Ohren haben sie und hören nicht“ und der Schlussapostrophe: „Wählet freie Männer! Lasset sie geloben, sich festzuklammern an das grosse Gut, das ihren Händen anvertraut wird, an die Zukunft Deutschlands. Dies ist der Wendepunkt seiner Geschichte. Dies ist: Leben oder Tod.“ Die politische Schriftstellerei genügte seinem Thatendrange bald nicht mehr. Im Vorsommer 1867 nahm er schon an einer Versammlung politischer Notabeln aus Süddeutschland Theil, welche unter dem Vorsitze Hölders in Stuttgart tagte. Um einen festen Boden für seine politische Action zu haben, musste er sich den Eintritt in eine der neugebildeten parlamentarischen Körperschaften Deutschlands zu verschaffen suchen. Das war ihm nach seiner vollständigen Amnestirung nur in seiner engeren Heimath möglich. Von der hessischen Landesversammlung der Liberalen, welche die Wahlkreise an die Candidaten für das Zollparlament vertheilte, wurde er auf einen der gefährdetesten Posten gestellt. Er sollte den Wahlkreis seiner Vaterstadt Mainz den vereinten Schildknappen des Ministers von Dalwigk und des Bischoffs von Ketteler von Mainz, des Führers der deutschen Ultramontanen, welche sich jetzt mit der radikalen Demokratie geeinigt und einen ihrer Mainzer Führer, den Rechtsanwalt Dumont, auf ihren Schild gehoben hatten, entreissen. Viel lieber hätte er im Wahlkreise Alzey-Bingen candidirt, wo seine Wahl gesichert war. Da man aber behauptete, er allein könne Mainz der nationalen Partei sichern, stürzte er sich im Januar 1868 in einen der lebhaftesten Wahlkämpfe, die damals in Deutsch-

land ausgefochten worden sind. Die Regierungsmaschinerie, der Beichtstuhl und die Phraseologie leidenschaftlicher Demokraten arbeiteten vereint gegen ihn an. Aber sie unterlagen doch der ungewöhnlichen Energie ihres Gegners, der an einem Tage an verschiedenen Orten zwei, ja drei Mal sprach, und den grossartigen Anstrengungen von dessen politischen Freunden. Die gehobene politische Stimmung, die in dieser Zeit noch in Deutschland herrschte, riss die Massen mit fort und Bamberger schlug seine Gegner, wenn auch nur mit der knappen Majorität von 34 Stimmen. Damit war er an „einem sehnlichst erstrebten Ziele", an „einem Wendepunkte seines Lebens" angekommen. Er war zum ersten Male Mitglied einer grossen deutschen parlamentarischen Körperschaft geworden.

Es ist sehr erwünscht, dass Bamberger die Candidaten-Rede, in der er sich am 27. Februar in einer grossen Volksversammlung um die Stimmen der Mainzer Bürgerschaft bewarb, nach einer stenographischen Aufzeichnung in seine gesammelten Werke aufgenommen hat. Denn diese Rede ist ein Muster volksthümlicher Beredtsamkeit und doch ganz individuell gehalten. Sie geht den gegnerischen Parteien scharf zu Leibe, ist aber ungleich ruhiger und weniger verletzend als manche schriftliche Aeusserungen aus jener Zeit. Er glaubte damals noch an die werbende Kraft des gesprochenen Wortes Unentschiedenen und Gegnern gegenüber und hat sich in diesem Falle auch sicher nicht geirrt. Darum berührt er auch die rein persönliche Seite seiner Bewerbung, namentlich da man ihm vorgeworfen hatte, er bemühe sich nur aus Ehrgeiz um einen Parlamentssitz. Mit aller Offenheit antwortet er hierauf: „Wer, der einmal ernstlich in seine Brust greift, kann sagen: ich bin frei von Ehrgeiz? — Wer vor seinem Volke an wichtigen Angelegenheiten der Nation Theil zu nehmen wünscht und dabei glaubt, er sei frei von Ehrgeiz, der irrt an sich selbst. Und ich glaube, dass es erlaubt ist, nach der Ehre zu dürsten, einer guten Sache mit Erfolg dienen zu können; und der Ehrgeiz, aus dem Vertrauen seiner Mitbürger Vertrauen in sich selbst und dadurch Sporn und Spannkraft zu nützlicher Thätigkeit zu gewinnen — diesen Ehr-

geiz, ich besitze ihn! und ich will hinzusetzen, dass ich deswegen nicht mich eitler Selbstüberschätzung hingebe“ (IV, 55). Eine solche Sprache verstand man zu jener Zeit noch. Denn in weiteren Kreisen als heut zu Tage lebte damals das heisse Verlangen, seinem Vaterlande ohne äussere persönliche Interessen zu dienen und mit dabei zu sein, wenn über seine Geschicke verhandelt werde. Und weil dieser patriotische Sinn in der Menge noch vorhanden war, traute man ihn auch noch den Männern zu, die sich als Volksvertreter anboten. Erst nachdem die Politik der materiellen Interessen in den Vordergrund des öffentlichen Lebens gehoben wurde, hat das Volk auch den Glauben an die Interessenlosigkeit seiner Vertreter verloren; und damit ist dann unter der stillen und offenen Nachhülfe absolutistischer Staatsmänner das Ansehen des Parlamentarismus untergraben worden. Auch Bamberger hat hierunter zu leiden gehabt.

Man kann es beklagen, dass für einen Politiker von der positiven Leistungsfähigkeit Bambergers kein Raum in der Beamtenhierarchie des deutschen Reiches vorhanden war. Sicher ist aber, dass dieser das Missverhältniss nicht aus persönlichen Gründen so beklagt hat, wie er es als eine Unvollkommenheit unserer politischen und socialen Zustände ansehen musste. Ihm kam es vor Allem seiner ganzen Natur nach auf die Wahrung seiner individuellen Freiheit und der allein durch sie zu ermöglichenden Einwirkung auf das öffentliche Leben in seinem Sinne an, nicht auf äussere Ehren und eine Stellung in der Bureaukratie. Es ist daher ganz thöricht, wenn man gesagt hat, seine scharfe Opposition gegen Bismarck's innere wie äussere Politik vom Jahre 1878 an stamme daher, dass er seinen Ehrgeiz nicht befriedigt erhalten habe. Diese Insinuation heisst noch mehr den Verstand als den Charakter Bambergers beleidigen. Als ob der kluge, der Personen und Verhältnisse so kundige Mann hätte glauben können, er, der zum Tode verurtheilte Theilnehmer an dem badisch-pfälzischen Aufstande, der über König Friedrich Wilhelm III. in härtester und spöttischster Weise sich öffentlich ausgesprochen und 1871 eine Schrift mit den Worten

abgeschlossen hatte: „In Paris sitzt die Romantik katholischen Geblüts, in Versailles, d. h. im deutschen Hauptquartier, der Radikalismus eines Emporkömmlings. Paris ist die Bastille, die gestürmt wird, Favre und Gambetta die Legitimität, Wilhelm und Bismarck die Revolution. Das klingt paradox, ist aber doch so“ [1]), als ob dieser Mann, der noch dazu dem mosaischen Bekenntnisse durch seine Geburt angehörte, je hätte glauben können, es zu einer äusserlich hervorragenden Stellung im deutschen oder preussischen Staatsdienste zu bringen! Ferner hatte er Bismarcks Art, die Menschen zu benutzen und wegzuwerfen, früh genug erkannt und wusste nur zu wohl, dass der Reichskanzler in Personenfragen mit nichten Alles bei dem Kaiser Wilhelm durchsetzen konnte. Nach dieser Richtung hin lag sicher Bambergers Ehrgeiz nicht. Und wenn man entgegenhält, dass noch klügere Leute als er sich in der Beurtheilung ihrer persönlichen Stellung geirrt und über nahe liegende Hindernisse hinweg gesehen hätten, so darf man das dem kühlen, kritischen und ganz unabhängigen Manne, den der Machtbesitz nie schwindlig gemacht hatte, nicht zutrauen. Richtig ist, dass er stets viel lieber den Staatswagen mit der Regierung den Berg in positiver Mitarbeit hätte hinaufziehen helfen, als bei der Thalfahrt als Hemmschuh zu dienen und sich zerreiben zu lassen. Aber er wollte lieber sich und den Interessen des Reiches, wie er sie verstand, treu bleiben, als mit dem Strome schwimmen. Er wusste sich hierbei mit Anderen zu trösten, denen es nicht besser als ihm ergangen ist. Nur auf seine sociale Stellung in den besten, wenn auch nicht officiellen Kreisen Berlins legte er in den späteren Jahren noch Werth. Und auf sie konnte er eben so stolz sein wie auf sein Ansehen im Reichstage. Er galt als einer der am aufmerksamsten gehörten Redner des Hauses. Sprach er auch zu verschiedenen Verhandlungsgegenständen stets eingehend und sachkundig, so beanspruchte er doch für sich ausdrücklich nur in zwei allerdings wichtigen Fragen vollkommene Competenz: in den

---

[1]) Zur Naturgeschichte des französischen Krieges, S. 94.

Währungs- und Bankfragen. Diese hatte er theoretisch wie praktisch studirt, und im Parlamente wenigstens hatte er keinen Rivalen, der ihm in ihnen gewachsen gewesen wäre. Wäre man bei ihnen, namentlich in den späteren Jahren, seinem Urtheil gefolgt, so wären dem Reiche manche schwere pecuniäre Verluste und dem Reichstage viele vergeudete Stunden erspart geblieben. Ist er es doch auch gewesen, der die traurigen Folgen der so plötzlichen Ueberleitung der französischen Milliarden in den deutschen Volkskörper, der eine solche Zufuhr nicht werde ohne Erkrankung aufnehmen und solid verarbeiten können, ganz bestimmt vorhergesehen und davor rechtzeitig gewarnt hat! —

Ehe wir nun auf die politische Thätigkeit, die Bamberger in den nächsten Jahren im Interesse des Reiches entfaltete, und auf die einzelnen parlamentarischen Actionen eingehen, mögen die literarischen Arbeiten, die in den ersten Jahren nach der Rückkehr in die Heimath entstanden, zusammengefasst werden. Denn aus ihnen sind die Voraussetzungen seines Wirkens am besten zu erkennen.

Ueber die politische, namentlich die parlamentarische Situation in den Jahren 1868—70 geben die 16[1]) „vertraulichen Briefe aus dem Zollparlamente", die Bamberger formell an seine Wähler richtete, aber in verschiedenen Zeitungen veröffentlichte, erwünschte Auskunft. Der an Arbeit von jeher gewöhnte, lebhafte, durch die neuen Aufgaben stark angeregte Mann wollte auch ausserhalb des Parlamentes auf die gesammte Volksstimmung einwirken. Und da seine Feder, wie es in der Vorrede zu der Arnold Ruge gewidmeten Sammlung dieser ungezwungenen Berichte heisst, „nun einmal leider nicht aus dem Holze geschnitzt ist, auf welchem die wohlbeleibten Bände wachsen", so liess er sie „für die ihn besitzende Gegenwart" laufen. Dadurch verdanken wir ihm lebhafte Bilder aus diesen drei Vorbereitungsjahren der Gründung des deutschen Reiches, in denen das Zollparlament sich

---

[1]) Die ersten 15 stehen in Band IV der Gesammelten Schriften, der sechszehnte ist Band I S. 444 nachgeholt.

zum Vollparlament auswachsen sollte. Gleichzeitig erfahren wir aus ihnen, welchen Eindruck die deutschen Angelegenheiten auf Bamberger machten, als er sie nun aus nächster Nähe beobachten konnte. Die süddeutschen Particularisten schwarzer und rother Färbung waren durch das Jahr 1866 keineswegs eines Besseren belehrt, ja hier und da noch trotziger geworden. Ihnen gilt daher zunächst der ganze Zorn des Briefschreibers. Kaum ist wohl auch diese aus Jesuiten und Demagogen zusammengesetzte Gesellschaft mit ihrer Antipathie gegen jeden lebenskräftigen Staat, der sich von ihrem persönlichen Getriebe nicht befriedigen und beherrschen lässt, besser gezeichnet und vor der Welt gegeisselt worden, als in dem ersten Brief (Ges. Schr. IV, 181) geschehen ist. Man verzichtet heutigen Tages doppelt ungern darauf, die schlagenden Ausführungen auszuheben.

Aber auch vieles fand er an dem Preussischen Staatsorganismus, seiner gegenwärtigen Regierung und der Art, wie man das Parlament behandele, zu tadeln. Dem Freigeiste, der „die Freiheit als die Tochter der Philosophie ansah“, und der sich für Friedrich II. erwärmte, erschien „das pfäffische Lutherthum als das schlimmste Gift im Blute des preussischen Staates“. Die Macht, die es in den obersten Regionen ausübe, galt ihm als eine für jede gesunde Weiterentwicklung höchst gefährliche. Sprach er sich ferner entrüstet über „den Götzendienst aus, der jetzt wieder mit dem Kriege getrieben werde“, so war er jedoch keineswegs ein Gegner des preussischen Soldatenthums. Wie alles in seiner Weise Tüchtige wusste er auch dieses zu schätzen, und dass es unentbehrlich sei, hatte er den mit dem Pfeil und Bogen coquettirenden süddeutschen Brüdern oft genug sagen müssen. Auch den ächten preussischen Junker, „diese Mischung von stuartischem Cavalier, von preussischem Lieutenant, von deutschem Feudalherrn, von spanischem Don Quixote“[1]), wollte er doch von dem französischen Hobereau geschieden wissen. Das musste er schon Bismarcks wegen thun, der doch aus ihm

[1]) Herr von Bismarck, S. 8.

hervorgegangen und damals wahrlich kein „Krautjunker“ war. Doch fand er, dass der süddeutsche Adel im allgemeinen „eine viel wärmere Temperatur besitze, die ihn viel menschlicher mache als den des deutschen Nordens und namentlich Preussens“. Und doch hatte eben ein Mitglied von diesem es ihm angethan wie kein anderer Mensch. Denn man darf wohl sagen, dass kaum ein anderes Problem den beweglichen und scharfen, billig denkenden und feinfühligen Geist Bamberger's so lange und so tief beschäftigt hat, als das, den Gründer des deutschen Reiches richtig zu erfassen und ihm gerecht zu werden.

Als er seine politische Schriftstellerei wieder aufgenommen hatte, trieb es ihn zunächst an, den Franzosen das Verständniss für den Mann, der das neue deutsche Reich schaffen sollte, und damit zugleich ein Verständniss für die nationale Einheitsbewegung der deutschen Nation zu ermöglichen. Aus Deutschland im Spätherbst 1867 nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er in dem Seebade Trouville seinen Essay: Monsieur de Bismarck, „ein Buch, auf das ich stolz bin“, wie der Geschilderte in der Reichstagssitzung vom 14. Juni 1882 selbst sagte [1]). In der Revue moderne im Februar 1868 zuerst erschienen, wurde im Juni des Jahres eine Separatausgabe von ihm veranstaltet, die dann im 3. Bande der „Gesammelten Schriften“ wieder abgedruckt ist. Eine deutsche Uebersetzung, welche Bamberger durch eine inhaltsvolle Einleitung: Deutschland, Frankreich und die Revolution und durch einen Nachtrag vermehrte, erschien in Breslau im Herbste desselben Jahres [2]). Eine englische Uebersetzung, welche Charles Lee Lewes besorgte, erst im folgenden. Das Werkchen beruht nur auf dem Eindrucke, den die Thaten und Reden Bismarcks auf seinen Autor gemacht hatten. Mündliche Mittheilungen von Eingeweihten waren freilich hinzugekommen. Nichtsdestoweniger ist die „wunderbare Richtigkeit“ der Zeichnung schon hier frappant. War Bismarck für Bamberger, schon ehe er ihn gesehen hatte, „ein höchst interessanter Mensch“ ge-

[1]) Bismarcks politische Reden, IX S. 419.

[2]) Wegen dieser Zuthaten citire ich nach dieser Ausgabe.

worden, was nachgerade, wie er etwas spöttisch hinzusetzt (1867), auch seine Gegner einräumen würden, so wurde er für ihn, nachdem er ihn an der Arbeit gesehen und mit ihm zeitweise intim verkehrt hatte, ein noch viel wichtigeres Object seines intensivsten Nachsinnens. Und das schon aus dem einfachen Grunde, weil er sein eigenes politisches Verhalten auf einer möglichst vollkommenen Erkenntniss der Natur dieses Mannes aufbauen musste. Das stille Vergnügen des nachschaffenden schriftstellerischen Künstlers hat dann noch dazu beigetragen, ihn immer wieder zu neuem Eindringen in die äusserst complexe Natur des grossen Mannes anzuregen. Ihn reizte dabei noch die schon früh gemachte Beobachtung, dass auch Bismarck sich nicht dem Naturgesetze entziehen konnte, „welches den auffallendsten Widersprüchen gestattete, sich in ein und demselben Individuum zusammen zu finden“. So hat er denn auch, nachdem ihm selbst der Tod schon leise gewinkt hatte, noch seine letzte schriftstellerische Arbeit der Charakteristik seines grössten Zeitgenossen nach dessen Tode gewidmet. Gewiss, es lassen sich Schwankungen in dem Urtheile Bambergers über Bismarck nachweisen. Bei keinem Menschen bewegt sich das Urtheil über einen Zeitgenossen, mit dem man ein Menschenalter lang zu leben und viel zu streiten gehabt hat, in Einer Richtung und auf derselben Höhe der Stimmung. Und wie wäre das einem Kämpfer gegenüber möglich gewesen, „der sich sehr klar bewusst war, dass er einem politischen Gegner gegenüber nicht gerecht sein darf, so lange er mit ihm streitet“ (Ges. Schr. V, 47), und der in der Wahl seiner Waffen nicht ängstlich war. Doch sind diese Schwankungen keineswegs sehr tiefgehende gewesen. Sie liegen in der ersten Schrift schon angedeutet vor. Aber niemals ist Bamberger von seiner Bewunderung der Grossthaten Bismarcks zurückgekommen. Bedenkt man, dass er 1890 nach der Entlassung Bismarcks gegen dessen Verkleinerer schreiben mochte: „Preussen hätte drei Moltkes und dreimal so grosse Heere haben können: ohne den Kopf Bismarcks wäre die That (die Gründung des Reiches) nie vollbracht worden“, und nimmt hinzu, was er

nach dem Tode „des geistbegnadigten Mannes“ in seinem Bismarck posthumus (z. B. S. 56) ausgeführt hat, so wird man ihn wahrlich nicht in die Klasse der Thersites verweisen dürfen. Aber die deutsche Liebe ist heiss und leidenschaftlich, und die naive Unwissenheit in politischen Dingen bei uns noch sehr gross. Dazu kam das Verlangen in den weiten Kreisen des deutschen Philisteriums, einen Unfehlbaren zu haben, dessen Führung man sich zur eigenen Bequemlichkeit ruhig überlassen könne. Es wurde daher bald jeder, der irgend eine nach den bisher geltenden sittlichen Anschauungen noch so begründete Ausstellung an dem „gewaltigen Erdensohne“ zu machen hatte, des Verrathes an der Nation geziehen und dessen Einsprache auf die kleinlichsten Motive zurückgeführt. Sicher, wenigstens was Bamberger betrifft, mit vollem Unrecht. Denn in diesem Punkte hat es vielleicht kaum zwei entgegengesetztere Naturen gegeben als Bismarck und Bamberger. Wird man von dem einen sagen dürfen, dass es schwerlich einen grösseren Hasser als ihn gegeben habe, so wird man dem anderen glauben können, dass er bei allem Eifer, aller Zähigkeit und Geschicklichkeit, seine Ueberzeugungen zu vertheidigen und die schwachen Seiten seiner Gegner zu erkennen und anzugreifen, doch von persönlichem Hasse weit entfernt war. Mit vollkommener Wahrhaftigkeit hat er in seiner Selbstbiographie S. 125 hierüber gesagt: „So heftig auch noch in spätere Jahre hinein das Feuer der Polemik in Rede und Schrift auflodern konnte, einen persönlichen Hass, dessen Ingrimm bei der Niederlage oder dessen Wonne beim Sieg über den Feind ausbrach, habe ich nie an mir erprobt. Ich hatte mich von lange her auf dem Wege des Nachdenkens zu sehr darauf dressirt, in dem Individuum keine causa sui zu erblicken, und diese Gewohnheit schadete mir nicht selten, weil sie mich hinderte, mich wahrhaft zu erbosen.“ Desshalb war er auch darin sehr behutsam, seinen Gegnern rein persönliche Motive unterzuschieben. Als einmal in meiner Gegenwart im kleinen Kreise die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht gewisse Führer der deutschen Silberleute von den Besitzern der grossen amerikanischen Silberminen bezahlt würden,

verneinte er das mit dem Bemerken: „Ich bin sehr vorsichtig mit solchen Beschuldigungen, seitdem man mir nachgesagt hat, ich sei an Nickelbergwerken betheiligt, weil ich für die Einführung des Nickels in unser Münzsystem gewirkt habe“. Er empfand in allen diesen Beziehungen ganz anders als die leichtfertigen Erfinder derartiger Unterstellungen, die Bucher, Busch und Consorten. Und nur selten erboste er sich über Verläumdungen in dem Maasse, dass er von der „rheinischen Cloaca maxima“ derselben reden konnte. Dieser philosophische Gleichmuth — eine Frucht seiner spinozistischen Studien —, mit dem er den Gang der Welthändel betrachtete und seine persönliche Stellung zu ihnen nahm, verhinderte ihn aber nicht im geringsten, thätig und rührig in sie einzugreifen. Nichts war ihm verhasster als quietistische Ruhe und Weltflucht. Er war und blieb ein Optimist, aber keiner, der da meinte, die Dinge würden sich von selbst machen, man dürfe sie nur laufen lassen. Wäre das Unheil auch nicht ganz zu verhindern, das war seine Maxime, so müsse man ihm doch immerhin so viele Gräben als möglich verschliessen, dass es sich nicht allzuweit verbreite. War auch das nicht mehr möglich, so dachte er wohl mit Machiavelli, den er so eifrig studirt hatte:

Wenn Unheil naht,
Wohl naht's zu jeder Stunde,
Schling es hinab wie bittere Arzenei:
Ein Thor ist's, der sie kostet mit dem Munde.

Und wenn er am Ende seiner Tage auf die Entwicklung des deutschen Reiches in seinen ersten drei Jahrzehnten zurückblickte, durfte er dann nicht trotz so vielem, das ihm um des Vaterlandes willen nicht gefiel, doch mit einigem Selbstgefühl sagen, dass er das Kommen davon bestimmt, wenn auch nicht in so schreckhafter Ausdehnung, vorhergesagt habe? Im Jahre 1868 (Herr von Bismarck S. 127) hatte er in scherzhaft-warnendem Tone geschrieben: „Aber gesetzt, der siegbeladene Gebieter dächte in der parlamentarischen Verfassung auch nur seine Magd geheirathet zu haben, welche ihm zu Hause bescheiden im Kleinen dienen sollte, damit er draussen im Grossen erobere, so sollte er

nicht vergessen, dass selbst wer seine Magd zum Weibe nimmt ihr von Rechts- und Naturwegen um seiner selbst willen ebenbürtigkeitsgemässe Achtung gelobt, und dass die gemeinsame Nachkommenschaft nur verwildern und verwahrlost werden kann, wenn die Mutter im Hause nicht geehrt wird." Und als nun der Schöpfer des deutschen Reiches am Ende seiner politischen Laufbahn sich auf immer von dem deutschen Reichstage trennen musste, in dem „die Reichsfeinde", das Centrum, schon seit Jahren „Trumpf" geworden waren, die Socialdemokraten in hellen Haufen sassen und das Nesthäkchen des alten Kanzlers, die agrarische Demagogie, mit allen Untugenden eines verzogenen Kindes sich breit machte, als der deutsche Reichstag an jenem Märztage 1890 lautlos und still die Abdankung seines Urhebers einfach zur Kenntniss nahm, und dieser tief grollend nach dem Sachsenwalde abfuhr, durfte sich da nicht Bamberger fragen: Ist diese unter Deiner Pflege erwachsene Nachkommenschaft in der That nicht verwildert und verwahrlost? und zur Ueberzeugung kommen, dass auch für Bismarck, noch mehr als für ihn, die Dinge ganz anders gekommen seien, als er sie sich je gedacht habe? Aber nur mit kümmerlicher Genugthuung hat ihn das erfüllt, namentlich da er die Schuld vor Allem weniger in der Hybris des Einen, „als in der mangelhaften politischen Veranlagung des deutschen Bürgerthums" erkannte (Bismarck posthumus S. 63). In der Hoffnung auf dieses hatte er sich allerdings in der Zeit stark getäuscht, als ihm Bismarck im Jahre 1868 im Zollparlament zu seinem ersten parlamentarischen Siege verhalf. —

Bamberger war der im November 1866 von seinen Freunden von Unruh u. s. w. gegründeten nationalliberalen Fraktion beigetreten. Bald gehörte er zu den einflussreichsten Mitgliedern derselben. Zwei Fragen besonders zu betreiben, lag ihm sofort nahe. Der Wahlkreis, in dem seine Wiege gestanden hatte, gehörte zu dem Grossherzogthum Hessen, dessen politische Lage durch die Ereignisse von 1866 wie keine andere eines deutschen Staates zu einer monströsen geworden war. Halb zum norddeutschen Bund gehörig, halb

ausser ihm liegend, durch eine Militärconvention ganz an Preussen gekettet und durch das Zollparlament mit dem übrigen Deutschland verbunden, war es gänzlich zerrissen. Nichtsdestoweniger behauptete sich in ihm unter dem Minister von Dalwigk ein Regiment, das zu den antinationalsten von ganz Deutschland gehörte. Das war für den Unitarier Bamberger Grund genug, immer von Neuem auf die Unhaltbarkeit dieser Zustände hinzuweisen. Conflicte zwischen der Gesetzgebung des Grossherzogthums und der des Zollvereins blieben nicht aus. Mit Bezug auf einen solchen stellte Bamberger am 18. Mai 1868 im Zollparlamente den Antrag, den Bundesrath des Zollvereins zu ersuchen, den Beschwerden abzuhelfen, zu denen die Herabsetzung der Weinzölle durch das Zollparlament gegenüber dem im Grossherzogthum bestehenden Systeme der indirecten Steuern geführt habe. Da der würtembergische ultramontane Demokrat Probst in diesem Antrage eine Beeinträchtigung der süddeutschen Souveränität entdeckte und mit der Lawine drohte, die an den Bergen über Deutschland hänge, führte das zu einer der bewegtesten und stolzesten Kundgebungen, welche die Geschichte des deutschen Parlamentarismus zu verzeichnen hat. Bismarck rief dem Schwaben entgegen: „Der Appell an die Furcht hat in deutschen Herzen niemals Wirkung“, und der gefeiertste Redner Süddeutschlands, Völk, verkündete: „Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland“. Bambergers Antrag drang darauf leicht durch.

Aber nicht nur mit den Angelegenheiten seiner engeren Heimath beschäftigte sich der Abgeordnete von Mainz im Zollparlamente. Sein Sinn war auf Höheres gerichtet. Er warf sich auf die Frage, mit der dann später sein Name für immer verbunden bleiben sollte, auf die deutsche Münzreform. Diese war schon von dem deutschen Handelstage auf Betreiben Dr. Ad. Soetbeer's hin angeregt worden, und eine auf sie bezügliche Petition lag dem Zollparlamente 1869 vor. Eine kleine Fraktion süddeutscher national gesinnter Abgeordneter nahm sich derselben besonders warm an und trat für die Herstellung der Münzeinheit auf Grund des Decimalsystems und

für die Anbahnung der Goldwährung, wo möglich nach Verständigung mit den übrigen Nationen über sie, ein. Allein es fehlte die Zeit, diese schwerwiegende Petition in einer ihrer würdigen Weise zu behandeln. Da der Schluss des Parlaments auf den 22. Juni festgesetzt war, so beschränkte sich Bamberger darauf, an diesem Tage mit wenigen Worten die Petition zu empfehlen und eine Fürsprache für die Inbetrachtnahme der Goldwährung einzulegen. Seine Worte fielen auf so guten Boden, dass die verbündeten Regierungen aufgefordert wurden, „sich endlich einmal mit einer deutschen Münzreform ernstlich zu befassen“ (Ges. Schr. IV, 177). Dazu waren sie auch gern bereit. Hatten sie doch schon durch Beschluss vom 3. Juni 1869 für den Herbst 1870 eine umfassende Enquête über die Münzfrage angeordnet. Der grosse Krieg verhinderte zwar die Ausführung dieses Beschlusses, erleichterte dann aber die Durchführung der Sache bedeutend. Nachdem im Mai 1870 die dritte Tagung des deutschen Zollparlaments geschlossen war, begab sich Bamberger im Juni nach Paris, um alte Angelegenheiten zu ordnen (Ges. Schr. I, 418). Schon Anfang Juli war es ihm nicht mehr zweifelhaft, dass der Krieg gegen Deutschland in den entscheidenden Kreisen Frankreichs eine beschlossene Sache sei. Da die deutschen Zeitungen die spanische Affaire nicht ernst genug nahmen und Bamberger unmöglich über sie telegraphiren konnte, schrieb er an einen Freund, den Geh. Justizrath Bulling — einen seiner zwei Göttinger Stubengenossen —, der in Oberstein, der französischen Grenze benachbart, wohnte, damit er sofort über die Gefahren der Lage an den Bankier Adalbert Delbrück, den Vetter des Präsidenten des Bundeskanzleramtes, nach Berlin telegraphire. Das ist auch geschehen. Auch noch auf anderem Wege verbreitete Bamberger die Kunde von dem drohenden Ausbruche des Krieges. Um ihm zu entgehen, eilte er selbst rasch nach Deutschland zurück und begab sich nach Mainz. Hier wirkte er zunächst nur im patriotischen Sinne in der Tagespresse und verkündete den Wegfall der Mainlinie innerhalb Deutschlands: „Die Lokomotive am Main hat Kohlen und Wasser gefasst; Napoleon

hat gepfiffen, wir fahren zu, und glückliche Reise, Kronprinz von Preussen!"

Am 2. August kam dann König Wilhelm mit seinem Hauptquartiere und dem Bundeskanzler in Mainz an. Sofort setzte sich Bamberger mit diesem in Verbindung und hatte wiederholt vertrauliche Besprechungen mit ihm. Am 7. August stellte Bismarck ihm dann den Antrag, mit dem Hauptquartiere in Frankreich einzuziehen; er sollte dessen Verbindung mit der Presse unterhalten. Trotz schwerer Bedenken nahm Bamberger an und fuhr in Einem Eisenbahncoupé mit dem Kanzler von Mainz ab. Die Motive, welche ihn bestimmten, jetzt feindlich gegen Frankreich aufzutreten, hat er uns selbst entwickelt (Ges. Schr. I, 424). Diese Aufzeichnungen enthalten überhaupt werthvolle Beiträge zur intimen Geschichte dieser Tage und legen uns die damaligen politischen Ansichten des Kanzlers dar. Vom 14.—20. August befand sich das Hauptquartier in Pont à Mousson. Von dort wurde Bamberger mit dem zum Präfecten von Nancy designirten Grafen Renard dorthin gesendet und dann nach Hagenau beordert, um eine officielle Zeitung für das Elsass einzurichten. Nachdem dieses besorgt war, ging Bamberger nach Baden-Baden und dann nach Heidelberg. Unter den Bureaukraten in Hagenau behagte es ihm nicht. Er stand dort auch den grossen Welthändeln zu fern, während er von Heidelberg aus mit seinen nächsten Parteigenossen und Freunden, die damals Süddeutschland bereisten, um den Anschluss desselben an Norddeutschland und die Gründung des deutschen Kaiserreiches vorzubereiten, einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Um auf diese auf eigene Faust politisch thätigen Volksvertreter Einfluss zu gewinnen und nicht etwa einander entgegenwirkende politische Actionen aufkommen zu lassen, berief Bismarck Bamberger am 27. October zu sich nach Versailles. M. Busch hatte diese Aufforderung als eine Erwiderung auf einen Brief Bambergers schreiben müssen, der u. A. die Verhaftung Dr. Jakoby's missbilligt und den Kanzler aufgefordert hatte, seinen entscheidenden Einfluss wenigstens auf Herstellung eines einheitlichen Bundesstaates geltend zu machen. Ueber die Ver-

fassungsfrage und die gesammte politische Situation unterhielt sich dann auch Bismarck sehr eingehend wiederholt mit Bamberger. Der politische Idealismus Lasker's, der alle thatsächlichen Schwierigkeiten überflog und doch wieder auf der anderen Seite dem Particularismus zuviel concedirte, war Bismarck besonders verhasst. Um ihn und die übrigen Führer der nationalen Partei im Reichstage, die gegen die abgeschlossenen Verträge zu stimmen Willens gewesen waren, hiervon abzuhalten, sendete Bismarck dann Anfangs December Bamberger hinter dem Freiherrn von Roggenbach her nach Berlin. Als Bamberger am 7. December dort ankam, fand er schon alle Gefahren zerstreut und ging dann nach Mainz und von da zu Weihnachten zu seiner Frau nach Lausanne, wo sich ihm eine Gelegenheit aufdrängte, sich in die angebahnten Friedensverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich einzumischen. Der Versuch verlief aber resultatlos im Sande.

Für den 3. März 1871 waren die Neuwahlen zu dem deutschen Reichstage, in dem sich nun die Vertretungen des Norddeutschen Bundes und des Zollparlaments auf Grund der neuen Reichsverfassung zusammenfanden, ausgeschrieben. Dank der gehobenen patriotischen Stimmung wurde es jetzt nicht so schwer, die Wahl Bamberger's in Mainz durchzusetzen, als drei Jahre zuvor. Der Gewählte begab sich nach Berlin in der Absicht, nun dort an dem Mittelpunkte der deutschen Politik seinen Wohnsitz dauernd aufzuschlagen. In der stillen Margarethenstrasse Nr. 18 miethete er sich in einem freundlichen zweistöckigen Hause ein, das er später erwarb und bis zu seinem Tode bewohnt hat. Nachdem er sich im Sommer 1875 in Interlaken eine kleine, durch schöne und dichte Coniferen von dem Fremdentrubel abgesperrte Villa erworben hatte (Ges. Schr. I, 452), pflegte er in ihr die Sommerzeit, in der die Staatsmänner und Parlamentarier „umgekehrt zum Dachs und ähnlichen Geschöpfen ihren periodischen Schlaf abhalten“ (Ges. Schr. IV, 264), zu verbringen. Er hat sich dort unter seinen neuen Mitbürgern gute Freunde zu verschaffen gewusst und dem Gemeinwesen so gute Dienste erwiesen, dass die Interlakener ihn gern zu ihrem Ehrenbürger

gemacht hätten. Das scheiterte jedoch daran, dass der deutsche Reichsbürger kein schweizerisches Indigenat erwerben, also auch nicht Ehrenbürger von Interlaken werden konnte. —

In der ersten Session des deutschen Reichstages (4. März bis 15. Juni 1871) trat Bamberger parlamentarisch nicht besonders hervor. So wichtig ihre Verhandlungen an sich waren, so konnten sie den an sie geknüpften Erwartungen nicht entsprechen. Litten sie doch natürlich unter der Nachwirkung „der alles Masses spottenden Ereignisse“ des Vorjahres erheblich. Um ihnen gegenüber den rechten Massstab finden zu lassen, schrieb daher Bamberger in „Holtzendorffs Jahrbuch für die Gesetzgebung des deutschen Reichs“ 1871 eine Art raisonnirenden Bericht über sie, der weit entfernt von der Lebhaftigkeit der „Vertraulichen Briefe aus dem Zollparlamente“, fast geschäftsmässig belehrenden Inhalts ist und die Beschlüsse des Reichstags von dem Standpunkte der Majorität desselben aus beleuchtet.

Bedeutender als in der ersten Reichstagssession war die Thätigkeit und das persönliche Eingreifen in die parlamentarischen Verhandlungen von Seiten Bamberger's in der zweiten, die vom 16. Oktober bis zum 1. Dezember dauerte. Kam doch in ihr eine Frage zur Entscheidung, in der im Parlament kein Anderer so competent war als eben er. Am 7. November erfolgte die Vorlage des Münzgesetzes für das deutsche Reich. Am 17. und 18. November war die zweite und am 23. die dritte Lesung desselben. Es ist hier nicht der Ort, die Thätigkeit zu schildern, welche Bamberger für die Durchbringung und Ausgestaltung des neuen Münzgesetzes im Reichstage entfaltete, und auch nicht nöthig, die zahlreichen Aufsätze, Reden und Journalartikel, in welchen er für dasselbe gegen die Angriffe, namentlich von Seiten der Feinde der Goldwährung, bis an sein Lebensende durchaus sieg- und erfolgreich eintrat, im Einzelnen aufzuzählen. Es würde das hier einen zu grossen Raum beanspruchen und ist zur Zeit auch um so weniger nothwendig, als wir in dem vortrefflichen, alles Nöthige actenmässig belegenden Buche von K. Helfferich, Geschichte der deutschen

Geldreform, schon hierüber unterrichtet sind[1]). Nur das Schlussurtheil dieses Autors, in dem er die Verdienste Bamberger's zusammenfasst und darauf mit denen eines anderen ausgezeichneten Münzpolitikers, des Dr. Soetbeer, vergleicht (S. 175), mag hier eine Stelle finden: „Im Reichstage hatte die Goldwährung an Ludwig Bamberger einen energischen, fachkundigen und gewandten Vertreter, dessen Autorität auch von seinen Gegnern — wenigstens damals noch — völlig anerkannt wurde. Seine führende Stellung in der stärksten Partei des damaligen Reichstages, seine Beredtsamkeit und schliesslich auch das Ansehen, welches er bei den leitenden Männern der Reichsregierung, insbesondere bei Delbrück und bei Bismarck selbst genoss, sicherten ihm einen grossen Einfluss auf die Münzgesetzgebung."

Konnte Bamberger mit dem Erfolge auf diesem Gebiete seiner Thätigkeit durchaus zufrieden sein, so nicht weniger auf einem anderen, das mit diesem aufs engste verknüpft war. Um die Münzfrage, über welche keine allzu grosse Meinungsverschiedenheit damals, weder bei den Regierungen noch innerhalb des Reichstages, bestand, vorwärts zu bringen, hatte man die Reform des Papiergeldes und der Notenbanken zurückstellen müssen. Nachdem aber jene gelöst war, galt es, auch diese unter Dach zu bringen. Und hierbei hat auch wieder Bamberger die grössten Dienste im Interesse der Sache und der Verwirklichung der Reichseinheit geleistet. Der preussische particularistische Finanzminister Camphausen wollte nichts von einer Reichsbank, welche das centrale Geldinstitut Deutschlands bilden sollte, wissen, sondern strebte eine Erweiterung der Preussischen Bank an. Als aber nach Erledigung der Papiergeldfrage im Mai 1874 ein hierauf gerichteter Gesetzentwurf nach langen Berathungen, deren Geheimgeschichte uns Bamberger in seinen beiden Aufsätzen: Zur Embryologie und Zur Geburt des Bankgesetzes erzählt hat (Ges. Schr. IV, 251 u. f. und 277 u. f.), dem Reichstage

---

[1]) Seitdem dieses geschrieben ist, hat Dr. H. sich um das Andenken B.'s dadurch verdient gemacht, dass er eine Sammlung von dessen parlamentarischen Reden über Währung und Bankwesen mit einer grossen Einleitung: „Bamberger als Währungspolitiker" herauszugeben begonnen hat.

endlich zuging, und im November 1874 zur Verhandlung kam, beschloss die vom Reichstage zur Vorberathung desselben eingesetzte Commission nach einer „bedeutenden“ Rede Bambergers die Schaffung einer deutschen Reichsbank. Auf die Anträge dieser Commission hin, als deren Referent Bamberger fungirte, erklärte sich dann der Reichstag in dritter Lesung für die Schöpfung einer deutschen Reichsbank (30. Januar 1875). Der Bundesrath liess sich überzeugen und am 14. März 1875 wurde das hierauf bezügliche Gesetz vom Kaiser vollzogen. Mit Recht durfte Bamberger damals schreiben: „Der Parlamentarismus ist am Ende doch nicht jenes fünfte Rad am Wagen, als welches eine wohlfeile Kritik ihn zu verspotten liebt“, und nach dem 15jährigen Walten der Reichsbank konnte er von dem Werke sagen, dass die kühnste Erwartung von ihm keinen besseren Erfolg hätte verlangen können (Ges. Schr. V, 229). Und abermals zehn Jahre später hat man nach seinem Tode nur Unwesentliches daran zu ändern gewusst. Selbstverständlich hätten Bamberger und seine politischen Freunde diesen Erfolg nicht erringen können, wenn sie nicht von dem Bundeskanzleramte unterstützt worden wären, und Bismarck sie nicht hätte gewähren lassen. In der ersten Hälfte der siebenziger Jahre vollauf von dem sog. Culturkampfe in Anspruch genommen, mit den Polen und den Socialisten beschäftigt, zeitweise auch von schmerzhaften körperlichen Leiden ergriffen, überliess Bismarck dem Minister Delbrück die Bearbeitung der inneren Reichsangelegenheiten; namentlich die der handelspolitischen und Währungs-Fragen. Es war damals bei der Regierung und der Reichstagsmehrheit noch der Geist lebendig, der bei der Schaffung des Reiches gewaltet hatte. Denn darauf hatte die Grösse dieser Zeit beruht, dass sich in ihr die verschiedensten und kräftigsten Individuen zur Erreichung Eines Zieles, zur Durchsetzung Eines Zweckes zusammengefunden hatten. Dieses war nur dadurch möglich geworden, dass man einander gegenseitig Concessionen gemacht hatte. Man wird es in der menschlichen Natur begründet finden, dass die Neigung hierzu nicht dauernd eine gleichmässige blieb, namentlich wenn

die Einen glaubten, die Anderen entbehren zu können, und die Machtverhältnisse der mit einander Compromittirenden sich verschoben. Wenn nun auch Bismarck den Absolutismus, selbst den aufgeklärten, für eine nicht mehr mögliche Staatsform erklärt hatte, so war er doch keineswegs ein überzeugter Freund parlamentarischer Einrichtungen. „Der Genius“ des Reichskanzlers war ein anderer als der des Reichstages, wie das Bamberger schon am 6. Juli 1872 in der „Gegenwart“ ausgeführt hatte. Der Schöpfer des deutschen Reichs war „ganz Energie“, zum Ausbau des Reiches fehlte ihm die Ruhe und Geduld. Während das Parlament sich an die positiven Bestimmungen der Gesetze als dauernder Staatseinrichtungen gebunden erachtete, war der geniale Hof- und Staatsmann nur zu sehr geneigt, die Gesetze nach den augenblicklichen Bedürfnissen zu interpretiren oder umzugestalten. Bleibende Institutionen zu schaffen, durch die die Macht des Reichstages gefestigt werden könnte, lag auch gar nicht in seiner Meinung. Eher war er darauf bedacht, die Reichsregierung vom Parlamente immer unabhängiger zu machen. Diese Tendenz musste zum Bruche zwischen Bismarck und der bisherigen tonangebenden Mehrheit des Reichstages führen, wenn und so weit diese an ihren freiheitlichen Traditionen festhalten wollte. Da das die Absicht Bamberger's war, ist er in schwere Conflicte mit hineingezogen worden und hat alle Bitternisse derselben auskosten müssen.

Differenzen zwischen dem Reichskanzler und den Nationalliberalen hatten in einzelnen Fragen immer bestanden. Durch gegenseitiges Nachgeben hatte man sie in den ersten Jahren aber stets zu beseitigen gewusst. So hatten Bamberger und Miquel am 30. November 1871 einen Antrag auf Bewilligung eines zweijährigen Pauschquantums für den Miltäretat eingebracht, während die Regierung einen dreijährigen forderte und schliesslich erhielt. In Sachen der Reichseinheit stand Bamberger stets auf Seiten des Reichskanzlers. So am 14. Juni 1873, als es sich um die Schaffung des Reichseisenbahnamtes handelte, und er meinte, die Bayern würden wohl noch freiwillig auf ihre Reservatrechte verzichten. Den Plan, die Eisenbahnen

im Interesse des Reiches zu verstaatlichen, hielt übrigens Bamberger, der hierüber eine lange Unterredung mit Bismarck hatte, für undurchführbar. Bekanntlich ist das Project nicht an dem Widerspruche des Reichstages, sondern dem der Einzelregierungen gescheitert. Die Ansichten über die Verstaatlichung der Bahnen waren damals auch noch sehr ungeklärt und keineswegs zur Parteifrage geworden. Bekannte sich doch z. B. Herr von Kardorff, sonst einer der schärfsten Widersacher Bamberger's, als principieller Gegner der Verstaatlichung. Allmälig wurden aber die Gegensätze zwischen Bismarck und Bamberger und seinen nächsten Freunden unüberbrückbar. Denn Bismarck vollzog allmälig seit 1874 eine Wendung in seiner gesammten inneren Politik, welche, scharfsichtigeren Kennern seiner Methode vorzugehen durch die Entlassung Delbrücks, 1876, schon ganz durchsichtig geworden, seit 1878 mit der ihm allein eigenen Energie und Rücksichtslosigkeit so durchgeführt wurde, dass nur die, welche in solchen Fragen keine eigene wohlerwogene Meinung hatten, ihm zu folgen im Stande waren.

Es kann hier nicht einmal versucht werden, die gesammte parlamentarische Thätigkeit Bamberger's von der Zeit an, wo dieser Gegensatz gegen die neue Bismarcksche Wirthschaftspolitik sich herausbilden musste und seine politische Stellung immer stärker beherrschte, in ihren Einzelheiten darzustellen. Um diese Kämpfe vollkommen klar zu legen, die sich auf den Gebieten der Zoll-, Währungs-, Colonial- und Socialpolitik abspielten, müsste man sonst eine Geschichte der gesammten Reichspolitik bis zum Rücktritte des ersten Reichskanzlers schreiben. Ebensowenig kann hier auf eine Würdigung dieser Opposition tiefer eingegangen und die Berechtigung derselben eingehend untersucht werden. Es würde hierbei das Urtheil nur von dem persönlichen Standpunkte, den man zu den einzelnen Fragen einnimmt, abhängen. Denn ein objectives, abschliessendes Urtheil über eine ganze Reihe von Fragen lässt sich heut zu Tage, wo wir noch vielfach im Kampfe der Meinungen und im Flusse der durch sie heraufbeschworenen Vorgänge stehen, nicht abgeben. Wer die

Wandlungen kennt, welche die nationalökonomischen Theorien in den letzten Jahrhunderten durchgemacht haben, wird den heut zu Tage in Deutschland herrschenden Schultheorien — oder herrschen sie schon nicht mehr? — um so skeptischer gegenüberstehen, als viele ihrer Vertreter sich darin gefallen, wahre Karrikaturbilder von den nationalökonomischen Anschauungen der sog. Manchesterschule, der Bamberger angehörte, zu entwerfen. Für diesen war aber noch eine persönliche Erfahrung, die ihn zwang, der neuen Wirthschaftspolitik besonders scharf entgegenzutreten, massgebend.

Bamberger hatte lang genug in Frankreich, diesem klassischen Lande der Schutzzölle und Monopole, gelebt, um die verderblichen Folgen, die dieselben auf die moralische und sociale Entwicklung des Volkes ausgeübt hatten, zu durchschauen. Er hatte gefunden, dass durch sie der politischen Corruption, der Ausbeutung der Schwachen durch die Geldmächte, der Ansammlung riesiger Capitalien, der Bildung von sog. Ringen der geschützten Producenten u. s. w. nur Vorschub geleistet werde, dass die Schutzzollschraube, einmal in Bewegung gesetzt, eine Schraube ohne Ende sei. Zu ganz anderen Schlüssen war Bismarck durch seine viel kürzere und weniger eingehende Beobachtung der französischen Zustände gekommen. Er hatte den Reichthum des Landes gesehen und bewundert, wie rasch selbst die revolutionäre Regierung grosse Geldsummen und die riesige Kriegsentschädigung aufgebracht hatte. Das schrieb er Alles dem französischen Handels- und Schutzzollsystem zu gute und meinte, durch Uebertragung desselben nach Deutschland hier dieselben Resultate rasch erzielen zu können. Er glaubte, seine Heimath verarme unter „der Delbrückschen Krankheit", wie er jetzt die bisher in Preussen und in dem Zollvereine herrschend gewesene Zollpolitik nannte (Busch, Tagebuchblätter II, 588). Hierin wurde er durch seinen Mephisto Bucher aufs lebhafteste bestärkt, der bei seinem Ingrimm gegen Alles, was aus England kam, die bedenklichsten Mittel nicht scheute, ihn in seiner neuen Abneigung gegen den Freihandel und die deutschen Freihändler namentlich zu bestärken.

Und hierzu kam noch ein Anderes. Durch das Protectionssystem wird unzweifelhaft die Macht der Staatsgewalt vermehrt. Von allem Anderen abgesehen, werden durch es die Interessen der bei ihm persönlich Betheiligten an die Regierung gewiesen und diese wird von manchen Rücksichten auf idealpolitische Forderungen der Regierten befreit. Die liberalen Bestrebungen werden von den materiellen Forderungen aufgesogen, wie das auch L. Bucher schon längst erkannt hatte. Welche Consequenzen ein Vorgehen der Reichsregierung in dieser Richtung in Deutschland, namentlich aber in Preussen, haben musste, sah Bamberger nur zu klar vorher. Er war von seinen alten Freunden höhnisch stets auf das preussische Junkerthum, dem er nur Vorspann leiste, hingewiesen worden. Jetzt sah er nach der Aussöhnung Bismarck's mit den Männern, die ihn Anfangs der siebenziger Jahre aufs heftigste und schändlichste bekämpft hatten, die Kreuzzeitungspartei und die Agrarier drohender als je wieder ihre Häupter erheben. Und was das für einen zu gründenden modernen Culturstaat zu bedeuten habe, wusste er nur zu gut, erleben wir aber erst ganz in unseren Tagen. Für die Schaffung eines neuen, auf nationaler Basis erbauten modernen Staatswesens hatte Bamberger seine ganze Kraft einsetzen wollen. Als er einsehen musste, dass die Consequenzen der jetzt eingeschlagenen Entwicklung auf die Wiederherstellung der Macht des preussischen Junkerthums mit seinen lediglich agrarischen und selbstischen Interessen hinauslaufen müssten, da meinte er sich dem überall entgegenstellen zu sollen. Als der Reichskanzler, der noch am 26. November 1875 sich für die Aufhebung aller Zölle, mit Ausnahme hoher Finanzzölle auf 10—15 Artikel, erklärt hatte, sich in dem berühmten an den Bundesrath gerichteten Briefe vom 15. December 1878 zum Princip „der Zollpflichtigkeit aller über die Grenze eingehender Gegenstände mit Ausnahme der unentbehrlichen Rohstoffe" ausgesprochen hatte, erkannte Bamberger, dass er jetzt nicht mehr mit dem Reichskanzler, sondern in den wichtigsten Fragen als ein principieller Gegner gegen ihn zu arbeiten haben werde. Was das heissen wolle, konnte er leicht vorhersehen. Denn der Reichskanzler

verlangte nicht nur unbedingte Heeresfolge und rasche Bekehrung zu seinen neuen Ueberzeugungen, sondern sah einen jeden, der diese aus besten Gründen und lediglich von patriotischen Motiven getrieben nicht leisten konnte, als seinen persönlichen Feind an, behandelte ihn danach in seinen Parlamentsreden und liess ihm in der Presse durch Bucher, Busch und bedenklichste Lohnschreiber das Uebelste nachsagen. Und wie wurde diese politische Gegnerschaft in den Privatverkehr übertragen! Bamberger selbst hat mir wunderbare Dinge von dem Verhalten hoher Reichsbeamten gegen ihn erzählt, nachdem er ganz besonders sich den Zorn des eisernen Kanzlers zugezogen hatte. Dass durch dieses Vorgehen Bismarck's der Kampf ein immer heftigerer werden musste, und am Ende auch der gelassenste und sachlichste Opponent in Verbitterung hineingetrieben wurde, begreift sich nur zu sehr. Bamberger schrieb schliesslich doch im Hinblick auf diese Art von Kriegsführung gegen ihn: „Das Kraftgeheimniss dieser Art politischer Genialität wurzelt in der unbefangenen Verachtung aller menschlichen und gesetzlichen Rücksichten, in dem unbegrenzten Gefühle der Berechtigung des eigenen Willens, gestützt auf die eigene Intelligenz. Alles, was der von unten hinaufschauenden Menschheit wie Ideal vorkommt, existirt für solches Herrenbewusstsein nur als Inhalt des eigenen Ich“ (Ges. Schr. V, 343). —

Nach der Entlassung Delbrück's im Mai 1876 trat die Veränderung in der Wirtschaftspolitik Bismarck's äusserlich noch nicht sofort ganz deutlich hervor. Das alte Verhältniss der nationalliberalen Partei zu ihm schien vorübergehend sogar ein festeres werden zu sollen. Von Bamberger's Wohnung aus, in der eine Besprechung der nationalliberalen Parteiführer stattgefunden hatte, trat im December 1877 Herr von Bennigsen die ominöse Reise nach Varzin an, um mit dem Reichskanzler über den Eintritt von hervorragenden Mitgliedern seiner Partei in das Ministerium zu verhandeln. Jetzt weiss man, dass es Bismarck's Plan gar nicht war, solche zu gewinnen, sondern nur den Herrn von Bennigsen zu sich herüberzuziehen. Nachdem diese Combination gescheitert war, trennten sich die

Wege der bis dahin ausschlaggebenden Fraktion des Reichstages immer mehr von denen des Kanzlers. Bamberger, der seiner unitarischen Richtung getreu am 21. März 1877 im Reichstage sehr entschieden für die Verlegung des zu schaffenden Reichsgerichts nach Berlin gesprochen hatte, beschäftigte sich in dieser Zwischenzeit vorwiegend mit der immer dringender werdenden socialen Frage. Damals schrieb er verschiedene Aufsätze über sie für die „Deutsche Rundschau“, die 1877—78 erschienen, dann in der Schrift: „Deutschland und der Socialismus“ mit Zusätzen vermehrt in verschiedenen Auflagen wieder abgedruckt worden sind. Wie Wenige sah er die Gefahren, die aus der Agitation der Socialdemokratie für die bürgerliche Gesellschaft erwuchsen, klar ein, glaubte aber nicht, dass gegen sie mit drastischen Mitteln zu helfen sei, da die Wurzel des Uebels in Deutschland zu tief sitze. Denn hier hätten die Lehren der Socialdemokraten nur einen so empfänglichen Boden gefunden, weil sie eine in so viele Klassen zerklüftete Gesellschaft vor sich gehabt hätten (S. 20). Aus diesem Grunde war er auch gegen „das Gesetz zur Abwehr socialdemokratischer Bestrebungen“, das dem Reichstage nach dem Attentate Hödels gegen das Leben des Kaisers Wilhelm (11. Mai 1878) zugegangen war. Als aber nun ein womöglich noch scheusslicheres Attentat gegen das Leben des ehrwürdigen Monarchen durch den Dr. Nobiling am 2. Juni verübt worden war, beschloss Bismarck sofort den Reichstag aufzulösen. Jetzt schlug die öffentliche Meinung zu Gunsten von Ausnahmemassregeln gegen die gefährliche Gesellschaft stark um. Unter dem Drucke dieser Vorgänge trat nun auch Bamberger in der grossen Debatte, die am 16. September 1878 begann, für das neue Gesetz gegen die Socialdemokratie ein. Er meinte zwar auch jetzt, dass man durch es rasche Erfolge nicht erzielen werde, glaubte aber doch, es könnte vielleicht durch es gelingen, dem Weiterumsichgreifen der Irrlehren Einhalt zu thun. Am 19. October wurde dann das Gesetz, das die auf es gesetzten Hoffnungen keineswegs erfüllt hat, endgültig vom Reichstage genehmigt.

Bismarck, mit diesem parlamentarischen Erfolge keineswegs zufrieden, wollte das Eisen schmieden, so lange es noch warm war. Er hoffte nun seine neugewonnenen Ansichten über die Zollgesetzgebung des Reichs mit den mürbe gemachten Nationalliberalen oder gegen sie, wenn es nöthig sei, durch das neugewonnene Centrum durchzusetzen. Gegen diese Wendung des Kanzlers, welche in seinem schon erwähnten Schreiben an den Bundesrath vom 15. December 1878 einen so schroffen Ausdruck gefunden hatte, lehnte sich jetzt bei Bamberger Alles auf. Hatte er schon am 11. Januar 1879 in der „Volkswirtschaftlichen Gesellschaft" einen Vortrag gegen die hier ausgesprochenen Grundsätze gehalten, so trat er in einer meisterhaft populär abgefassten Streitschrift: „Was uns der Schutzzoll bringt" (Berlin 1879) gegen die drohenden Kornzölle u. s. w. auf. Obwohl damals auch noch H. von Treitschke gegen den Kornzoll sprach, war gegen die von der Reichsregierung entfesselte und unterstützte protectionistische Strömung nicht mehr aufzukommen. Eine andere gesellte sich bald zu ihr: die Bewegung gegen die Münzgesetzgebung des Reiches, die noch nicht ganz zum Abschlusse gekommen war. Hatte die Regierung schon mit dem Verkaufe der deutschen Silbervorräthe gezögert und dadurch schwere Geldverluste herbeigeführt, so wurden jetzt durch persönliches Eingreifen des Reichskanzlers die Silberverkäufe ganz eingestellt. Eine Interpellation desshalb an den Reichstag zu richten, widerrieth Bamberger. Er fürchtete den Zorn Bismarck's damit zu reizen und ihn ganz in das Lager der Silberleute zu treiben. Als nun aber kurz darauf in einem englischen officiellen Berichte gesagt war, man nehme in den Kreisen der Berliner Bankiers an, die Regierung steuere auf eine Doppelwährung, ähnlich der in Frankreich bestehenden, los, so beschlossen die Abgeordneten Delbrück, Bamberger und Harnier doch, die Regierung zu interpelliren. Das geschah am 19. Juni 1879. Da ergoss sich die ganze Schale des reichskanzlerischen Zornes über das Haupt Bambergers, der durchaus sachlich und vorsichtig in seiner Rede vorgegangen war. Da er angedeutet hatte,

dass die Angaben des englischen Berichtes sich wohl auf die Aussagen des englischen Generalconsuls Bleichröder stützten, genügte das Bismarck, diese Vermuthung als eine Insinuation zu bezeichnen, die an die „Reichsglocke“ und deren Verurtheilung erinnere. Denn nach ihm sollte damit auf Machenschaften angespielt werden, die er mit seinem Privatbankier in dieser Sache getrieben habe. Er rief dem Abgeordneten zu: „Herr Bamberger mag fürchten, was er will, ich werde ihn nicht beruhigen“ [1]). Ich führe diese Dinge nur an, um zu zeigen, wie es schon damals allen Parlamentariern, die den Zorn Bismarcks erregt hatten, fast unmöglich war, mit diesem über politische Fragen noch sachlich zu verhandeln. Man möchte fast glauben, dass das um so unmöglicher wurde, je mehr das Recht auf Seiten der Gegner Bismarcks war, und je weniger er gegen die Macht der wider ihn ins Feld geführten Thatsachen aufkommen konnte.

In dem Jahre 1880 war Bamberger dann besonders thätig bei Verwerfung der Samoavorlage. Auf der bis auf diesen Tag so viel genannten Inselgruppe des Stillen Oceans hatte das Grosshandlungshaus J. C. Godeffroy in Hamburg bedeutende Plantagen angelegt, war aber bankerott geworden. Man hatte nun dem Reichskanzler nahe gelegt, die Rechte und Besitzungen dieses Hauses dadurch für Deutschland zu sichern, dass man einer mit einem Actienkapitale von 10 Millionen Mark in Berlin zu gründenden „Deutschen Seehandlungsgesellschaft“ für 20 Jahre einen Zinsertrag von $4^1/_2$ % bis zur Höhe von 300000 Mk. garantire. Bamberger, von Frankreich her principiell ein Feind aller Einmischung des Staates in Handelsgeschäfte, betrachtete die Frage von rein kaufmännischem Standpunkte aus und meinte, das Reich werde hierbei schlechte Geschäfte machen. Nicht anders urtheilten andere Sachverständige, z. B. der grosse Rheder H. H. Meier aus Bremen. „Bei diesem Unternehmen“, sagte er, „werden wir keine Ehre und keinen Ruhm gewinnen, wir werden nur unser Geld verlieren.“ Der Reichstag verwarf

---

[1]) Helfferich, Reform etc. S. 437.

denn auch die Vorlage am 27. April 1880, aber eine nicht subventionirte deutsche Handelsgesellschaft bildete sich dann doch. In weiten Kreisen hat man damals wie noch heutigen Tages Bamberger diese seine Haltung verübelt. Sie hängt aber mit seiner Stellung zur gesammten Colonialpolitik zusammen und ist auch wohl von seiner Gesammtauffassung der neuen Reichspolitik abhängig gewesen. Von persönlicher Rancune war auch hierbei nicht die Rede, wie Bismarck, ohne Beweise beibringen zu können, behauptete. War er doch selbst früher gegen die Erwerbung von Kolonien gewesen. Am 8. Februar 1871 sagte er nach Busch (Tagebuchblätter II, 157): „Ich will auch gar keine Kolonie. Die sind bloss zu Versorgungsposten gut. In England sind sie jetzt nichts andres, in Spanien auch nicht. Und für uns in Deutschland — diese Koloniegeschichte wäre für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben.“ Bamberger musste es als ganz widersinnig erscheinen, wenn man gegen die ganze Welt zu Hause Zollschranken aufrichtete und nun auf einmal eine Welthandelspolitik mit Kolonialbesitz u. s. w. inauguriren wollte, ein Widersinn, den aber selbst heut zu Tage nicht Wenige noch nicht begriffen haben.

Ueber die Samoafrage war, wie schon bei manchen principiell noch wichtigeren Vorlagen der Regierung, die nationalliberale Partei getheilter Ansicht gewesen. Es fanden sich, selbst nach dem Ausscheiden von 18 süddeutschen Fractionsgenossen, die in Allem Bismarck folgten, noch genug Streitpunkte, die auf eine Zersetzung der bis vor Kurzem noch so mächtigen Partei hindrängten. Unzweifelhaft hatten der Umschwung der gesammten inneren Reichspolitik und die immer stärker hervortretenden autokratischen, inconstitutionellen Neigungen des Reichskanzlers hierzu das Meiste beigetragen. Immer deutlicher sonderte sich ein rechter und ein linker Flügel unter den Nationalliberalen ab. War Herr von Bennigsen, der Führer der Einen, auch manchen Steuerplänen des Reichskanzlers, z. B. dessen „letztem Ideale“, dem Tabaksmonopole, mit aller Energie entgegengetreten, und dabei,

vielleicht ganz verhängnissvoll für die weitere Entwicklung der Dinge, Sieger geblieben, so stand er doch seiner ganzen persönlichen Haltung nach und in einer ganzen Anzahl von nicht untergeordneten Fragen der reichskanzlerischen Politik näher als die principiellen Freihändler, wie Bamberger, Forckenbeck, Lasker, Stauffenberg u. s. w. Diese konnten vor allem der Ansicht nicht beipflichten, dass volkswirthschaftliche Meinungsverschiedenheiten in keiner Weise die Angehörigkeit zur Fraction beeinträchtigen könnten und als „offene Fragen“ anzusehen seien. Mit Recht konnten sie hiergegen einwenden, in Zeiten, in denen in Deutschland der Kampf um die materiellen Interessen noch ein untergeordneter gewesen sei, wie im Jahre 1848, oder der nationale Gedanke sich noch so kräftig geregt habe, wie 1870, hätten Tarif- und Zollfragen in einem Parteiprogramm als untergeordnet freigegeben werden können, jetzt dagegen, wo eine Reaction in der gesammten inneren Politik durch das Aufrühren der materiellen Interessen gefördert werden solle, sei es für eine politische Partei ganz ausgeschlossen, zu den Streitpunkten keine bestimmte Stellung zu nehmen, die recht eigentlich die ganze Situation beherrschten. Aber selbst die verschiedene Auffassung dieser Frage trat noch gegen den Gegensatz zurück, der sich innerhalb der Partei in betreff ihrer Stellung zum Reichskanzler herausgebildet hatte. „In diesem Gegensatze liegt der Zersetzungsgrund für die Partei, jeder andere ist unzureichend.“

Unter diesem Gesichtspunkte hat Bamberger nach vorausgegangener Besprechung mit von Forckenbeck, von Stauffenberg und anderen namhaften Führern der Partei, die Spaltung der Nationalliberalen in einer Brochüre unter dem Titel: „Die Secession“ dargestellt. Sie erschien im Herbste 1880 zunächst anonym in Berlin und erlebte in wenigen Wochen vier Auflagen (Ges. Schr. V, 41—134). Und das mit Recht. War ihre nächste Aufgabe allerdings nur die, den durch ein Manifest vom 30. August 1880 veröffentlichten Austritt von 28 Mitgliedern aus der nationalliberalen Partei zu erklären und zu rechtfertigen, so war doch ihre Bedeutung eine grössere. Sie ist die bedeutendste der publizistischen Schriften Bam-

bergers und wird sicher einmal als eines der wichtigsten historischen Documente aus der Zeit der rückläufigen Bismarckschen Aera angesehen werden. Denn sie legt in ruhiger, durchsichtiger Sprache nicht nur die Gedanken der nächsten politischen Freunde des Autors dar, sondern bringt, mit allgemeinen politischen Betrachtungen und Reflexionen durchsetzt, die Ideen Vieler zum treffendsten Ausdruck, die, wenn auch keineswegs zu den nationalen Zielen der Politik des Reichskanzlers im Gegensatz stehend, nicht glaubten, die neueingeschlagene Richtung der inneren Politik und noch weniger die Methode in der Durchführung derselben billigen und unterstützen zu können. Nur in Einem Punkte waren schon damals die Meinungen derer, welche Bamberger im Allgemeinen zustimmten, im Lande getheilt. So sehr man auch den Wunsch hegte, dass eine „grosse liberale Partei“, von der schon Rickert im Sommer 1880 geredet hatte, entstehen möge (Ges. Schr. V, 57): die Bildung derselben etwa durch eine Verschmelzung mit der alten Fortschrittspartei, welche dann wirklich auch vorübergehend zu Stande kam, erschien damals schon manchem als ein ebenso starker Rückfall in glücklich überwundene Zustände, als die Aussöhnung des Reichskanzlers mit Herrn von Kleist-Retzow und dessen Freunden. So sehr nun auch Bismarck mit dem Ausscheiden seiner principiellen Gegner aus der nationalliberalen Partei einverstanden schien, um den Rest desto gefügiger zu haben, so ergrimmt war er doch über die sog. Secessionisten. Man mag darüber jetzt nachlesen, was Busch im Anfang des 3. Bandes seiner „Tagebuchblätter“ zu berichten weiss, welche Bosheiten und Lügen Lothar Bucher sogar in socialdemokratischen Blättern über „die nationalliberalen Secessionisten“ verbreitete, und welche Witze dem edlen Busch zu Folge über „die Bambergé, Laskère und Rickèrt, die Streber,“ gemacht wurden. Diese Stimmung des „Chefs“, die in den Artikeln von Bucher und Busch dann noch einen groteskeren Ausdruck erhielt — das Schlimmste wurde freilich nur mündlich verbreitet — konnte natürlich bei den Verlästerten auch gerade keinen versöhnenden Eindruck machen. So verschärften sich die

Gegensätze immer mehr. Der philosophische Gleichmuth, mit dem Bamberger die Dinge mehr als kaum ein Anderer behandelt hatte, hielt daher auch nicht immer bei ihm vor. Doch musste Bismarck ihm in der grossen Rede, welche er am 14. Juni 1882 einer Auseinandersetzung Bamberger's entgegenstellte, einräumen: „Der Herr Abgeordnete Bamberger vermeidet auch seinerseits diese Klippe (des Grobwerdens); ich kann ihm die Anerkennung nicht versagen, dass er mit sehr gewandter Dialektik immer die Formen der guten Gesellschaft seinerseits beobachtet. Es sollte das geschehen von allen Seiten (Heiterkeit). Aber im Uebrigen, in Bezug auf das dadurch bethätigte Wohlwollen, kann ich nur mit dem Sprichwort antworten: Le diable n'y perd rien. Seine Pfeile, die er mit seinem Wohlwollen unter dem wohlthuenden Mantel der Sanftmuth und der leidenschaftslosen Sprache abfeuert, sitzen um so fester.“ Wenn der Reichskanzler diese vornehme Haltung Bambergers ihm gegenüber eingestand, nachdem er ihn in einer allein auf ihn persönlich sich beziehenden Antwort als ein Sujet mixte stigmatisirt hatte, das, wenn es möglich wäre, sich auch in Paris sein Bürgerrecht — das er ja nie besessen — gewahrt hätte, so kann man schon daraus erkennen, von welcher Seite die verletzenden persönlichen Angriffe ausgingen.

Durch alle Anzapfungen dieser Art im Allgemeinen doch unbeirrt und durch parlamentarische Misserfolge nicht pessimistisch gestimmt, liess sich Bamberger in der Vertretung seiner durch Erfahrung und Nachdenken gewonnenen politischen Ueberzeugungen nicht einschüchtern, sondern vertheidigte sie bei jeder ihm passend erscheinenden Gelegenheit in seiner Weise im Reichstage und in der Presse. Fast keine wichtige parlamentarische Verhandlung fand statt, in der er nicht in längerer Rede das Wort ergriffen und unter vollster Aufmerksamkeit des Hauses gesprochen hätte. Da er uns selbst in einem Excurse seiner Selbstbiographie einen, seinen eigenen praktischen Erfahrungen entnommenen, kleinen Katechismus für Parlamentsredner hinterlassen hat, S. 55 u. f., so haben wir nicht nöthig, uns über seine Redeweise näher auszulassen. Theorie und Praxis

stimmten bei ihm zusammen und es hat in der That nicht viele Redner des Reichstages gegeben, denen dieser so willig und andauernd, wenn auch oft widersprechend, gelauscht hätte als dem Abgeordneten von Alzey-Bingen. So hielt er bei der Etatsberathung für 1884/85 im Mai 1883 eine grosse Rede, in der er sich über die Missachtung des Parlaments von Seiten der Reichsregierung beklagte und damit schloss, dass er zu bedenken gab: „Der deutsche Reichstag und der deutsche Kaiser sind im Sinne des Volkes an Einem Tage geboren; sie leben zusammen und einer trägt den anderen; wir sind, welche Opposition wir auch machen mögen, immer Seiner Majestät allergetreueste Opposition, und in diesem Sinne werde ich mir auch erlauben, gegen die socialpolitischen Projecte zu stimmen.“ Gegen diese „oratorische Leistung“ Bamberger's, wie sie selbst politische Gegner genannt haben, fiel die Entgegnung des Finanzministers Scholz ziemlich kläglich aus.

Die „socialpolitischen Projecte“, auf die Bamberger in dieser Rede anspielte, waren durch eine kaiserliche Botschaft vom 14. April 1883, die an eine frühere vom 17. November 1881 anknüpfte, zu einer acuten politischen Frage von grosser Bedeutung geworden. Hatte Bismarck zur Einleitung der gründlichen Umgestaltung des gesammten Zolltarifs seinen von ihm allein unterzeichneten Decemberbrief von 1878 für genügend erachtet, so glaubte er bei der Durchführung seiner ganz neuen socialpolitischen Projecte des directen Eingreifens des ehrwürdigen Kaisers nicht entrathen zu können. Die Gewinnung des Kaisers für diese Botschaft war dem Reichskanzler auch nicht so schwer geworden, als für manche andere. Jeder für das Wohl seiner Mitmenschen besorgte Bürger konnte auch den landesväterlichen Absichten des Kaisers beipflichten. Es handelte sich nur darum, wie diese in der Form von Gesetzen ausgestaltet werden sollten. Gegen diese socialpolitischen Gesetzesvorlagen richtete sich nun die Opposition Bamberger's und seiner politischen Freunde.

Der Reichskanzler hatte eingesehen, dass durch seine Ausnahmegesetzgebung gegen die Socialdemokratie diese nicht

überwunden werde. Er wollte desshalb der gefährlichen socialistischen Agitation dadurch den Boden entziehen, dass er Beschwerden des sog. vierten Standes soweit als möglich gerecht werde, und Härten, die die ungleiche Vertheilung des Vermögens im Gefolge hatte, nach Möglichkeit ausgleiche. Eine Stärkung der Regierungsgewalt dem Parlamentarismus und der bürgerlichen Freiheit gegenüber verfolgte Bismarck bei seinen socialpolitischen Projecten noch nebenbei. Das war es denn auch, was Bamberger ganz besonders bestimmte, ihnen entgegen zu treten. Er hatte in seiner Jugend die Schriften der französischen Communisten studirt und socialistische wie schutzzöllnerische Anwandlungen gehabt. Jetzt fand er die damals als ganz revolutionär angesehenen Lehren von deutschen Theoretikern wissenschaftlich begründet und salonfähig gemacht. Unter dem Titel: „Zeitströmungen in der Wirthschaftslehre" hatte er 1872, 73 und 74 in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" über den Wechsel, der in den socialpolitischen Anschauungen Platz gegriffen hatte, Bericht erstattet und sich gegen ihn ausgesprochen. Jetzt schien ihm nun der Reichskanzler die Theorien der Socialisten oder sog. Kathedersocialisten mit allerlei Hintergedanken und Nebenabsichten in die Praxis des Staatslebens einführen zu wollen. Er war ein Gegner des Socialismus in seinen verschiedenen Formen, weil er in ihm den schlimmsten Feind der individuellen Freiheit und eine Gefahr für die richtige Absteckung der Grenzen der Staatsgewalt und der bürgerlichen Gesellschaft erblickte. Die Initiative der Einzelnen im Erwerbsleben, die spontane Thätigkeit und die Energie des Bürgerthums den vom Staate begünstigten regierenden aristokratischen Klassen gegenüber, das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Ausgestaltung der eigenen Lebensgeschicke schienen ihm unter den socialpolitischen Projecten des Reichskanzlers leiden zu müssen. Und würden sie, durchgeführt, dem angedrohten Umsturze der bürgerlichen Ordnung einen festen Halt entgegenstellen? Das Gegentheil erschien wahrscheinlicher. Denn die socialdemokratischen Agitatoren würden nur ein neues Argument aus ihnen für sich ziehen, indem sie die

neuen Einrichtungen nur als einen Ausfluss des bösen Gewissens der herrschenden Klassen dem Proletariate gegenüber hinstellten. Die Gesellschaft, nicht der Staat, die private und communale Thätigkeit habe gegen die Nothstände in den niederen Volksschichten anzukämpfen, und wenn man jetzt von der Bethätigung des „praktischen Christenthums" durch den Staat rede, so treibe man mit ihr das Gegentheil der wahren Armenpflege, indem man sie zu einer gesetzlichen, erzwungenen mache. Von Humanität und christlicher Mildherzigkeit sei bei ihr gar nicht mehr die Rede. „Denn wer sich (jetzt) nicht für Prügeln und Köpfen begeistert, steht im Verdacht schwächlicher Humanität. Dagegen ist derselbe Mann ein unbarmherziger Individualist, wenn er Noth und Elend nicht auf dem Wege mechanischer Gütervertheilung, sondern durch Hebung der moralischen und intellectuellen Kräfte der Einzelnen zu überwinden empfiehlt" (Gegen den Staatssocialismus, S. 10). Diese und ähnliche Ideengänge hat Bamberger in allen seinen Schriften und den parlamentarischen Reden ausgesprochen. Er hielt noch dazu die legislatorischen Projecte des Reichskanzlers auch für praktisch unausführbar. Er nannte sie 1884 „chimärische".

Hierin hat er sich geirrt und die Tüchtigkeit der unteren deutschen Verwaltungsbehörden, welche die socialen Gesetze, das Alters- und Invalidengesetz u. s. w., ausführten, wie er selbst später eingestand, unterschätzt. Ein Endurtheil über die sociale Gesetzgebung lässt sich aber heute, wo wir noch mitten in der neubegonnenen Entwicklung stehen, noch nicht mit absoluter Sicherheit fällen. Nur das lässt sich sagen, dass sowohl Hoffnungen als Befürchtungen, die an sie geknüpft wurden, sich nicht erfüllt haben. Die Kraft der socialdemokratischen Agitation ist, wie die Reichstagswahlen beweisen, durch sie nicht gebrochen worden. Aber auch mancherlei Befürchtungen, die Bamberger hegte, sind nicht wahr geworden. Der Unternehmungsgeist und die Leistungsfähigkeit der Kaufleute und Fabrikanten ist in Deutschland durch die sociale Gesetzgebung nicht geschwächt worden, und Leichtsinn und Trägheit hat bei der Arbeiterbevölkerung seit ihr und durch

sie nachweisbar nicht zugenommen. Die Sorge, die Regierung möchte, nachdem sie durch die sociale Gesetzgebung ihr Gewissen gegen die unteren Volksklassen entlastet habe, zu Gewaltmassregeln gegen dieselben schreiten und ihnen ihre staatsbürgerlichen Rechte verkürzen, sobald sie sich nun nicht beruhigten und in ihrer drohenden Haltung gegen die bestehende Staatsordnung verharrten, hat sich bisher als eine unbegründete erwiesen. Dagegen lassen sich die Wohlthaten nicht verkennen, welche die sociale Gesetzgebung vielen Armen und Gedrückten schon gebracht hat und noch bringt. Würde sich Bamberger von der Durchführbarkeit der Gesetze haben überzeugen können und die segensreichen Früchte, die sie gebracht haben, gesehen haben, er würde sich sicher nicht mit der sachlichen Schärfe gegen sie gewendet haben, wie das geschehen ist. War doch gerade er kein Verehrer der Theorien, nach denen die grosse Masse der Menschen nur da ist, um einigen bevorzugten Geistern zum Schemel ihrer Füsse zu dienen.

Nicht viel anders würde er sich meiner Meinung nach in einer anderen wichtigen Frage gestellt haben, wenn er sie heutigen Tages vor sich hätte. Hatten Nachdenken und Erfahrungen ihn zum Gegner alles Experimentirens in socialen Fragen gemacht, so war er seinem eigenen Bekenntnisse nach auf dieselbe Weise zu einem Gegner der Colonialpolitik des Reiches geworden (Er. S. 370). Der Geschäftsmann in ihm empörte sich gegen die nebelhafte Colonialpolitik, in der ihm die Charlatanerie hoher Herren und absichtliche Täuschungen von Speculanten eine grosse Rolle zu spielen schienen. Denn „die meisten Aristokraten haben eine Schwäche für Menschen, die sich mit ihren Plänen über die Prosa der bürgerlichen Berechnung hinwegheben. Daher sind auch heute noch Fürsten und Grafen an der Spitze unserer Colonialgesellschaften, daher leben die Wunderdoctoren am meisten von dem Aberglauben der vornehmen Leute.“ Und welche Dinge hatten sich in Frankreich in dieser Beziehung vor seinen Augen abgespielt! Die Colonien verschlangen dort einen schönen Theil der Staatseinnahmen, ohne etwas dafür einzutragen, sie waren

zu einer Quelle der Corruption und der Bereicherung zweifelhafter Individuen geworden, von der Verwilderung des Heeres durch die Kämpfe mit uncivilisirten Völkern ganz abgesehen. Die Anfänge der colonialen Bestrebungen und Anzettelungen in Deutschland waren in der That auch nicht verlockend. Bankerotte oder halbbankerotte Firmen, wie die von J. C. Godeffroy und von Lüderitz, suchten von dem deutschen Reiche unter allerlei fragwürdigen Angeboten Gelder herauszuschlagen, während der solide deutsche Kaufmann zufrieden sei, wenn ihm die Bureaukratie und die Zollgesetzgebung nicht allzu grosse Hindernisse in den Weg lege. Er sei bisher gut vorwärts gekommen und werde bei dem grossen Ansehen des deutschen Reiches und seines Kanzlers auch ferner ohne territorielle Besitzungen des Reiches in fernen Welttheilen vorwärts kommen. Die Welt sei überdies ziemlich aufgetheilt, alle guten und fruchtbringenden Länder seien in festen Händen, und nur ungesunde oder unfruchtbare Landstrecken noch zu besetzen. Unsere gesammte streng geregelte Verwaltungsorganisation mitsammt der Oberrechnungskammer sei auch für Colonialunternehmungen wenig geeignet.

Mit der Colonialfrage verquickte sich nun sofort noch eine andere. Um die Verbindung mit den seit 1884 in Besitz genommenen Landstrichen in Afrika und weiter mit Ostasien und Australien zu heben, hatte die Reichsregierung die sog. Postdampfervorlage eingebracht. Nach ihr sollten für die Dauer von 15 Jahren jährlich bis zu 4 Millionen Mark Subventionen aus Reichsfonds an Privatgesellschaften gezahlt werden dürfen, welche sich verpflichteten, alle Monate von Hamburg oder Bremen Dampfer nach bestimmten Hafenplätzen jener entfernten Länder abgehen zu lassen. Ueber diese Vorlage fand im Juni 1884 eine grosse Debatte im Reichstage statt, in die auch nach einer Rede Bambergers der Reichskanzler eingriff. Bamberger wollte die Rhedereien nicht verstaatlicht wissen, wie man die Eisenbahnen verstaatlicht habe, und berief sich auf Frankreich, wo derartige Subventionen nur zur Verschleuderung von Staatsgeldern geführt hätten. England mit seinem ungeheuren Colonialreiche zahle kaum mehr

an derartigen Subventionen, als jetzt für die viel geringeren deutschen Handelsinteressen verlangt würde. Hierüber kam es nicht nur im Plenum des Reichstags, sondern namentlich in der Budgetcommission, der Bamberger angehörte, zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen, die sich über das ganze Feld der Colonialpolitik ausdehnten. Bismarck sah in der Opposition gegen sie, wie immer, nur persönliche Motive durchblicken und griff die Fractionspolitik, die er der Nationalpolitik entgegenstellte, lebhaft an. Als ob Bamberger ein Feind nationaler Handelsinteressen gewesen wäre! Doch würden diese Debatten nicht mit einem ganz negativen Resultate abgeschlossen haben, und die Vorlage wäre nicht im Schoosse der Commission begraben worden, wenn Vertreter der Staatsregierung den Fürsten Bismarck nicht noch in ihren Angriffen auf die Opposition übertrumpft und officiöse Zeitungen nicht ganz entstellte Berichte über die Commissionsverhandlungen gebracht hätten. Denn mit dem, was Bismarck selbst damals als die Aufgaben und Ziele seiner Colonialpolitik hinstellte, erklärte sich die Opposition ausdrücklich durchaus einverstanden.

Zu einer fast noch lebhafteren parlamentarischen Erörterung der deutschen Colonialpolitik als im Jahre 1884 kam es dann im Januar 1889. Mittlerweile hatten sich die Flaggenhissungen deutscher Colonialfreunde in Afrika, Asien und Australien ins Ungemessene gesteigert, und schon hatte man traurige Erfahrungen mit derartigen Besitzergreifungen, die unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt worden waren, gemacht. Aufstände waren in West- und Ostafrika ausgebrochen und der Streit mit Spanien über die Karolinen- und Palao-Inseln hatte zu der nicht gerade für Deutschland sehr ehrenvollen Entscheidung des Papstes geführt. Bismarck selbst gab zu, dass eine Aenderung in seiner Colonialpolitik eingetreten sei; er sei von Haus kein Colonialmensch gewesen, habe gerechte Bedenken gehabt [1]) und nur vor dem Druck der öffentlichen Meinung capitulirt und sich unter-

---

[1]) Siehe oben S. 60.

geordnet, das empfehle er auch dem Abgeordneten Bamberger zu thun. Dieser, den Bismarck wieder in längeren Ausführungen angegriffen hatte, liess sich nicht hierzu herbei. Wahrscheinlich das um so weniger, als er überzeugt war, dass, wenn Bismarck jetzt nicht die Colonialbewegung gewollt hätte, er, nach seinen ganzen Anticedentien und oft wiederholten Aeusserungen über den Werth der öffentlichen Meinung, der letzte gewesen sein würde, der sich dem Drängen von Seiten des Volkes gebeugt hätte. Die Heftigkeit, mit der Bismarck bei dieser Debatte Bamberger persönlich angriff, bewirkte es, dass dieser sich ihm gegenüber selbst Recht zu schaffen suchte, da der Präsident versagte. Der Reichskanzler hatte am 15. Januar Bamberger u. A. vorgeworfen, „dass er wohl mit dem Bewusstsein gesprochen habe, einem deutschen Mitbürger zu schaden". Hierauf entgegnete der so Angegriffene, „nach seiner Meinung sei eine solche Insinuation parlamentarisch nicht erlaubt, ja noch etwas Schlimmeres, sie sei nicht anständig". Hierauf erfolgte der Ordnungsruf des Präsidenten und Bamberger replicirte: „Herr Präsident, das ist zum ersten Male seit meiner 21jährigen parlamentarischen Laufbahn, dass ich zur Ordnung gerufen werde, es ist aber auch das erste Mal, dass solche Bemerkungen, wie die des Herrn Reichskanzlers, in der Sache unbeanstandet durchgegangen sind." Wie Unrecht Bismarck, der seine Energie durch solche persönliche Angriffe auffrischen zu müssen schien, darin hatte, dass Bamberger nur aus persönlichem Hasse gegen ihn seiner Colonialpolitik opponire, zeigte die Zukunft zur Evidenz. Denn Graf Caprivi fand im März 1892 dieselbe Gegnerschaft. Vor allem drang Bamberger darauf, dass man das Schutzgebiet von Südwestafrika, mit dem der Patriot Lüderitz Deutschland beglückt hatte, aufgebe; es sei schlechterdings unproductiv und koste dem Reiche nur Geld und Blut. Bedenkt man, dass die Gesammtausfuhr dieses riesigen Landstriches z. B. im Jahre 1894 ganze 106 000 M. betrug, und welche Noth er uns immer von neuem macht, so wird man Bamberger in diesem Punkte nicht Unrecht geben können. Anders gestaltete sich seitdem die

allgemeine Frage. Sie zu Ungunsten Bambergers zu beantworten, ist von dem heutigen Stande der Dinge aus, der damals schlechterdings nicht voraus zu sehen war, leicht genug. Denn wer konnte die grossen politischen Veränderungen, die namentlich in Ostasien Platz gegriffen haben, und die grossartige Entwicklung des deutschen Handels und Seeverkehrs im Jahre 1892 ahnen? Die Unannehmlichkeiten, Unkosten und Gefahren, die ihm für uns durch den furor colonialis sicher zu drohen schienen, sind uns auch nicht erspart geblieben. Auch in betreff unserer Colonialpolitik ist noch Alles im Flusse, und die Zukunft kann erst ihr endgültiges Verdict sprechen. Das nur scheint mir höchst wahrscheinlich, dass Bamberger heute, angesichts einer ganz veränderten Weltlage, und nach den ganz neuen Anforderungen des Weltverkehrs, sich wie seine nächsten politischen Freunde nicht mehr so ablehnend gegen die heutige Colonialpolitik und Alles, was mit ihr zusammenhängt, aussprechen würde. Hat er es doch als eine Erfahrung seines vielbewegten Lebens bezeugt, „dass er nur selten Menschen mit eiserner Consequenz gesehen habe, welche mit scharfem Verstande begabt gewesen wären“ (Er. S. 174). Nur gegen eine Welthandelspolitik, die gleichzeitig Deutschland mit einer Zollmauer umgeben will, würde er sich nach wie vor energisch gewehrt haben.

Diese seine Opposition gegen die innere Politik des Reichskanzlers und die Colonialbestrebungen trugen Bamberger den Hass der unbedingten Verehrer der neuen Reichspolitik ein. In ihm thaten sich namentlich einzelne Universitätsprofessoren, „Prachtexemplare der Kanzlervergötterung“, hervor. War er früher schon auf „den Servilismus, der sich auf den Universitäten breit mache“, nicht gut zu sprechen, so konnten ihn die Erfahrungen, welche er jetzt zu machen hatte, in seinem Urtheile nicht milder stimmen.

Aber er erlebte auch Erfreuliches. Sein Wahlkreis Alzey-Bingen, mit dem er seit seiner Jugend in Verbindung gestanden hatte, blieb ihm unverbrüchlich treu. Bei den Reichstagswahlen von 1887 wurde er trotz aller Anstrengungen seiner Gegner mit grosser Majorität, von 11075 Stimmen gewählt.

Als er am 22. Juli 1893 seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, ehrten ihn seine politischen Freunde und angesehene Corporationen durch festliche Grüsse und Adressen. Die volkswirtschaftliche Gesellschaft in Berlin und der Verein für Handelsfreiheit überreichten ihm eine silberne Votivtafel und 23 deutsche Handelskammern schickten eine kunstvoll ausgeführte Adresse, deren Deckel mit dem Wappen ihrer Städte in Gold, Silber und Emaille geziert war. Vielen Privatpersonen, die unter dem Drucke Bismarck's und der von ihm geschaffenen Verhältnisse zu leiden hatten, galt er als ein zuverlässiger Vertrauensmann in delikaten und schwierigen Lagen. War er den Antisemiten ein Dorn im Auge, so schätzten ihn die von ihnen Verfolgten um so höher. Selbst ihm persönlich ganz Fernstehende wendeten sich an ihn um Beistand. So fuhr z. B. der bekannte Dr. Geffken nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse direct bei ihm zu einer Besprechung vor, obgleich er nie Beziehungen zu Bamberger gehabt hatte. Und noch weit höher stehende Kreise bedienten sich seines Rathes. Als der unglückliche Kronprinz Friedrich Wilhelm in San Remo schmachtete, stand Bamberger mit dessen Umgebung in lebhafter Correspondenz, die unter einer Deckadresse über London ging. Wenn einmal das Tagebuch, welches er über die Vorgänge der Jahre 1887 und 88 geführt hat, veröffentlicht werden wird, dürften sicher manche interessante Aufschlüsse über dunkele Vorgänge dieser Zeit ans Licht kommen. Auch die Gesandten auswärtiger Mächte in Berlin consultirten ihn gelegentlich vorsichtig durch ihre Attachés.

Das persönliche Vertrauen, das Bamberger so entgegengebracht wurde, die Freundschaft und Hochschätzung, welche er in geistig hochstehenden Kreisen der guten Gesellschaft genoss, konnten ihn jedoch nicht für das Unbehagen entschädigen, das ihm die Veränderung der allgemeinen Richtung des öffentlichen Lebens in Deutschland einflösste. Er hatte sich eine andere Entwicklung der Dinge gedacht, als er hoffnungsfreudig wieder nach Deutschland zurückkehrte. „Es war die Zeit des Werdens“, so schreibt er in seinen Erinnerungen

S. 519, „die so oft schöner ist als die der Erfüllung. Und gerade darum zog mich alles so lebhaft herüber. Wer mir damals das Bild der Dinge in der Perspective gezeigt hätte, welches drei Jahrzehnte später mir vor Augen stehen würde, den hätte ich für hirnverbrannt gehalten. Wer mir damals gesagt hätte, es werde die Zeit kommen, wo man mir nachsagen würde, ich verträte französische Interessen oder persönliche Vortheile oder gar jüdische Auffassung in deutschen Angelegenheiten!“ Hatte nach seiner Meinung zu dieser Entwicklung der Dinge Bismarck keinen geringen Anstoss gegeben, so war er doch stets mehr geneigt, das deutsche Bürgerthum anzuklagen, das, charakterlos und kurzsichtig zugleich, sich als unfähig zur Wahrung seiner eigensten Interessen gezeigt hatte. Der Sieg der preussischen Feudalpartei über das liberale Bürgerthum war einmal entschieden und an der ganzen Situation für absehbare Zeit wenig zu bessern. Desshalb machte auch der Sturz des Fürsten Bismarck im Frühjahre 1890 keinen tiefen Eindruck auf ihn. Er hat ihn weder „bejubelt, noch bedauert“. Dass die Politik des Fürsten seit 1878 keine nennenswerthen Erfolge mehr aufzuweisen hatte, dass ihr bei seiner steigenden Nervosität schon längere Zeit nichts mehr recht gelinge, hatte er schon seit Jahren deutlich zu sehen geglaubt, und auch ausgesprochen. Misserfolge würden ihn aber nicht stürzen, und nur vor der Krone, nicht vor dem Parlamente werde er weichen, schrieb er 1888 (Die Nachfolge Bismarcks S. 26). Dass er hierzu werde gezwungen werden können, sprach Bamberger zwar schon Anfang Februar 1890 gegen einen Freund aus, glaubte aber selbst nicht daran (Ges. Schr. V, 323). Und als nun das an sich Unwahrscheinliche doch wirklich geworden war, da wiederholte er sich wohl die 1889 geschriebenen Worte, dass das freie Bürgerthum keine Ursache zu dem Wunsche habe, den Kanzler von dem Schauplatze seiner Thätigkeit verschwinden zu sehen: „Denn einen Nachfolger im Sinne der Gleichwerthigkeit für den ersten deutschen Reichskanzler giebt es nicht, und kann es nicht geben.“ „Das nicht unbegründete Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit macht die Nation in ihrer Breite lustlos,

die Geschäfte selbst in die Hand zu nehmen“, schrieb er mir in einem ausführlichen Briefe kurz nach dem Sturze des Kanzlers, ohne irgend ein Wort der Befriedigung über ihn auszusprechen.

Mit dem von dem zweiten Reichskanzler eingeschlagenen „Kurse“, der 1891 zu den Handelsverträgen mit Oesterreich-Ungarn, Belgien, der Schweiz und andren Staaten und zuletzt (1894) zu dem wichtigsten von allen, zu dem russischen, führte, konnte Bamberger nur einverstanden sein. Auch der Ton, der von dem Grafen Caprivi gegen den Reichstag angeschlagen wurde, war ein ganz anderer als der von Bismarck beliebte. Doch blieben auch mit ihm tiefgehende Differenzen, wie schon erwähnt, nicht aus. Gegen die Colonialpolitik der Regierung, die, doch einmal begonnen, nicht wieder abzubrechen war, glaubte sich Bamberger damals noch ablehnend verhalten zu müssen und sprach sich am 5. März 1892 bestimmt gegen sie aus. Auch über den Militäretat konnte sich der Reichstag mit der Regierung nicht verständigen. Da ihre Forderungen am 1. Mai 1893 abgelehnt wurden, löste diese den Reichstag auf und es kam zu Neuwahlen, — bei denen Bamberger nicht wieder zu candidiren beschloss.

War er es wohl mit in erster Linie gewesen, der die unglückliche Verschmelzung der Secessionisten mit der alten Fortschrittspartei betrieben hatte, um eine grosse liberale Partei zu Stande zu bringen, und war er seit dem Bestehen dieser Coalition stets bemüht gewesen, Conflicte innerhalb derselben auszugleichen, so fiel jetzt die Partei auch äusserlich vollkommen auseinander. Eine Anzahl der näheren politischen Freunde Bamberger's hatte für die Vorlage der Regierung gestimmt, die alten Fortschrittsmänner unter der Führung Eugen Richter's dagegen. Das führte zu dem vollkommenen Bruche, den die Persönlichkeit des eigenwilligen Führers der Fortschrittspartei schon längst unvermeidlich gemacht hatte. Die Reibungen innerhalb der eigenen Partei und das Auseinandergehen derselben verleideten nun Bamberger ganz die parlamentarische Thätigkeit. War er doch auch nicht mehr so widerstandsfähig als früher. Der plötzliche Tod seines Freundes Heinrich Homberger (1890),

dem wenige Monate darauf der seiner Schwester, Frau M. Breal in Paris, nachfolgte, hatte ihn tief erschüttert. Ein unangenehmes körperliches Leiden, das ihm die Ruhe raubte, plagte ihn noch dazu. Davon befreit, befiel ihn im Frühjahre 1893 eine anfänglich recht bedrohlich auftretende Augenkrankheit, die jedoch wieder glücklich gehoben wurde. Alles das wirkte zusammen, um ihn müde zu machen. Am 9. April 1893 schrieb er mir: „Meine Kampfeslust ist nicht mehr gar gross und ich fühle auch wohl etliche Versuchung mich auf den bewussten Meilenstein zu setzen. Aber es wird Einem sehr schwer gemacht auszusteigen. Meine Wähler haben bereits angekündigt, sie würden meine Candidatur nolens volens wieder aufstellen, und mich davon dispensirt, selbst auf dem Schlachtfelde zu erscheinen.“ Ich glaubte ihm zureden zu sollen, ihrem Rufe von Neuem zu folgen. Einen Monat später schrieb er mir jedoch fest entschlossen, sich ganz aus dem parlamentarischen Leben zurück zu ziehen. „Tausend Dank für Ihren lieben Brief. Sie werden inzwischen aus den Zeitungen ersehen haben, dass ich doch gehe. Um meiner treuen Wähler willen, die ich damit überraschte, schmerzt es mich. Aber dieser letzte scheussliche Vorgang in der Fraction schlug dem Fass den Boden aus. Ich hatte schon lange Liebe, Glauben und Hoffnung zur Sache verloren. Nun ist sie mir zu widerwärtig geworden. Und gerade der Antisemitismus treibt mich mit fort. Wenn Sie die letzten vier Monate an meiner Stelle gesessen hätten, würde auch Sie der Ekel und Abscheu, nicht vor den Böckel und Liebermann, sondern vor den drei Vierteln der sämmtlichen Collegen, die das gar nicht stört, ergriffen haben. Doch sage ich das nicht laut, um die Methode nicht zu unterstützen. Meine schwache Constitution deckt ja Alles. Wäre es eine Lust dabei zu sein, ich könnte noch ganz gut meinen Mann stehen. Aber ich käme mir fast wie ein Narr vor, wenn ich mir Arbeit zumuthete — mehr Sisyphism als je —, um noch freudloser und innerlich verstimmter als je zuvor das undankbare Handwerk fortzusetzen.“ —

So hat die parlamentarische Thätigkeit Bamberger's, den

Theodor Mommsen in seinem Nachrufe einen der glänzendsten Redner des 19. Jahrhunderts genannt hat, keinen harmonisch ausklingenden Abschluss gefunden. In Deutschland ist das Bürgerthum nicht dankbar gegen seine Vertreter, und man darf sich manchmal wundern, dass sich noch immer uninteressirte Leute finden, die für es in den Parlamenten eintreten mögen. Der Staat erweist seine Ehren nur denen, die im Dienste der Regierung und in Uebereinstimmung mit ihren jeweiligen Tendenzen ihren Beruf als Volksvertreter auffassen. Nun, nach diesen Ehren und nach Befriedigung persönlicher Interessen hatte Bamberger nicht gestrebt, als er sich 1867 in das parlamentarische Leben hineinstürzte, „um das übel gelittene Wort der Einigung zu predigen". Aber eine ganz andere Entwicklung der Dinge hatte er sich doch für die Zukunft versprochen. Das Reich war aufgerichtet. Dabei hatte Bamberger die unerwartetsten Erfahrungen gemacht. Denn dass die früher von ihm so scharf angegriffenen Regierungen der kleinen Einzelstaaten sich reichsfreundlicher und liberalen Ideen fast freundlicher gesinnt erweisen würden als der zu voller Herrschaft in Preussen und Deutschland gekommene kleine Adel, dass die Regierungen überhaupt im Grossen und Ganzen sich verständiger zeigen würden als die Majoritäten der Parlamente, das hatte er nicht für möglich gehalten. Und dass man ihm bald offen, bald versteckt seine Abkunft, seine Vergangenheit und seine Bestrebungen in einem Tone vorhalten werde, der ihn nur kränken und beleidigen konnte, das hatte erst recht ganz ausserhalb der Voraussicht des optimistisch gesinnten, sich der Ehrlichkeit seiner Absichten und seiner nicht ganz unbedeutenden Verdienste um das Wohl des Vaterlandes nicht mit Unrecht bewussten Mannes gelegen. Hieran erkannte er besonders den Wechsel der Zeiten. Da stellte er sich nun der neuen Zeit zwar mit Resignation, aber dennoch keineswegs mit einem gebrochenen Selbstbewusstsein und in pessimistischer Verzweiflung entgegen. Und das durfte er auch, weil er sich selbst, trotz der Gegensätze in seinem äusseren Leben und trotz mancher Schwankungen in seinen politischen Bestrebungen, doch stets treu geblieben

war, weil er nur aus sich heraus gelebt hatte und nie fremden Einflüssen unterlegen war. Bei der Gelassenheit seines Wesens, der philosophischen Betrachtung der Zusammenhänge alles Geschehens fand er doch auch noch immer beruhigende Erklärungsgründe für die ihm so unsympathische Entwicklung der deutschen Verhältnisse. Selbst die Schwächlichkeit des deutschen Bürgerthums betrachtete er gelegentlich in milderem Lichte. Mit Recht sagt er in dem Aufsatze: Die Nachfolge Bismarcks: „Während aristokratische, kirchliche, proletarische Parteien über die Kraft verfügen, welche der Egoismus erzeugt, hat sich das moderne Bürgerthum, im Gegensatz zu dem vergangener Jahrhunderte, die leibhaftige Vertretung der unterschiedslosen Gesammtheit aller Klassen zur Pflicht gemacht — le tiers état est tout — und schliesst auch die nicht aus, die sich im Gegensatz zu ihm auf ein besonderes Recht zur Erreichung besonderer Zwecke stützen.“ Die Elasticität seines Geistes, der Glaube an die Wahrheit und Gerechtigkeit der von ihm bekannten politischen Grundanschauungen waren so gross, dass er an ihrem endgültigen Siege nie verzweifelt hat. Darum kam es ihm auch niemals in den Sinn, nachdem er sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, die Hände in den Schooss zu legen. Er ist seinen politischen Freunden stets ein treuer Helfer und Rathgeber geblieben und hat mit seiner Feder an dem Kampfe nach wie vor den lebhaftesten Antheil genommen. „Ich glaube, mein Mund und meine Hand werden mir bis zum Tode nicht versagen,“ sagte er mir einmal.

Die Musse, die ihm seit 1893 geworden war, gestattete ihm, seinen ältesten und tiefsten Neigungen jetzt noch mehr nachzuleben, als das früher bei der Menge von Geschäften, denen er sich hatte unterziehen müssen, möglich war. Jetzt konnte er fast ungestört, namentlich in seinem Tusculum zu Interlaken, der Schriftstellerei leben. In Berlin, wo er nach wie vor den Winter zubrachte, wurde er immer von zu vielen Seiten in Anspruch genommen. Auf Reisen nach Frankreich, die er erst einige Jahre nach 1870 wieder aufnahm, fand er wohl Zeit zu Beobachtungen, aber nicht zu Arbeiten. Nach

Italien, das er 1872 mit seinem Freunde Heinrich Homberger ganz durchzogen hatte, ist er wenigstens auf längere Zeit nicht wieder gekommen.

Auf Betreiben seiner Freunde richtete er zunächst sein Augenmerk darauf, die Ernte seines schriftstellerischen Lebens in die Scheunen zu bringen und die zahlreichen, an vielen Orten zerstreuten Aufsätze und Essays, soweit sie ihm der Erhaltung werth schienen, in einer Gesammtausgabe zu sammeln. Diese ist denn auch von 1894—98 unter der Beihülfe eines „jüngeren sachverständigen Freundes“ (P. Nathan) zu Berlin bei Rosenbaum & Hart in 5 Bänden erschienen. Der 1. Band wurde zuletzt ausgegeben, weil er für die Selbstbiographie des Autors reservirt worden war. Aber nicht nur Altes ist in diesen Jahren redigirt und mit Einleitungen versehen worden, sondern noch gar manches Neue wurde dem schon vorhanhandenen Schatze hinzugeschaffen. Bamberger hat sich wohl selbst mit im Auge, wenn er einmal sagt: „Die Menschen gebrauchen die Sprache viel weniger, um Anderen Mittheilungen zu machen, als um zum eigenen Vergnügen laut zu denken“ (Ges. Schr. I, 329). Und diesem Vergnügen hat er noch manche Stunde seiner letzten Jahre gewidmet. Ernste und heitere Aufsätze hat er in ihnen verfasst, in denen er über einzelne Erlebnisse berichtet, die wichtig genug waren, um für die Zeitgeschichte aufgehoben zu werden. So hat er uns von seiner Antheilnahme an den Ereignissen von 1870, seiner Fahrt mit dem deutschen Hauptquartier nach Frankreich und seinem Verkehr mit dem Fürsten Bismarck in Versailles erzählt (Ges. Schr. I, 417). Ueber Fragen der actuellen Politik, über die er sich ein Urtheil zutraute, z. B. über das Verhältniss Frankreichs zur Russland, sprach er sich (Ges. Schr. I, 453) aus und setzte seine „Weihnachtsbriefe“ fort, welche seit 1888 zur Freude zahlreicher Leser und Leserinnen die Wochenschrift „Die Nation“ gebracht hatte (Ges. Schr. I, 5). Das Wort Corneille's, das er dem ersten dieser Essays: Die Kunst zu schenken, als Resumé vorgesetzt hat: „La façon de donner vaut mieux que ce qu'on donne“, könnte man auch als Motto für alle diese reizenden Feuilletons vorschlagen.

Denn sind die Ideen, Reflexionen und Maximen, die Bamberger in ihnen entwickelt, Früchte eines feinen und hochgebildeten Geistes, der vieles selbst erlebt und gelesen hat, das Schönste an ihnen ist doch fast die reizende Form, in denen er sie uns nahe bringt. Neckisch und launig, mit Anecdoten und Anspielungen durchsetzt, die der erlesensten Literatur entlehnt sind, trägt er uns hier keine tiefgründigen Wahrheiten, wohl aber fein abgewogene Lehren einer Lebensweisheit vor, die die Grundlage einer hohen geselligen und socialen Cultur bildet. Und das in einer Form, der die Arbeit des Heraushholens und Ciselirens der Gedanken nicht mehr anhaftet, und die, von leichten Arabesken humorvoll umrahmt, wirklicher Grazie voll ist. Ich wüsste nichts in der deutschen Literatur, das diesen nicht gesucht geistreichen, wohl aber geistvollen Plaudereien ebenbürtig wäre.

Die umfangreichste und wichtigste Arbeit, die Bamberger in den letzten Jahren seines Lebens begonnen, leider aber nicht vollendet hat, sind jedoch die 1899 nach seinem Tode erschienenen „Erinnerungen“. Führen sie doch die Erzählung seines Lebens nur knapp bis zu seiner definitiven Rückkehr aus Frankreich herab. Er hat sie 1894 zu schreiben begonnen. Ursprünglich wollte er keine Autobiographie geben, sondern nur zur Einführung in seine Schriften einige Abschnitte seines Lebens ausführlich behandeln. Als er aber daran kam, wuchs ihm unter der Hand der Stoff doch zu einer, wenn auch nicht regelrechten und gleichmässig gehaltenen, Erzählung seines Lebens aus. Mit grossen Unterbrechungen hat er vier Jahre lang in Berlin und Interlaken daran geschrieben, wie er Zeit und Laune fand. Die letzte Feile hat er nicht an sie gelegt und nur einzelne kleine Abschnitte aus ihr, die er schon bei Lebzeiten in der „Nation“ veröffentlichte, sind stylistisch vollkommen ausgearbeitet. Den grossen Rest hat dann P. Nathan, ohne Veränderungen an dem Texte vorzunehmen, aus der Handschrift pietätvoll herausgeben können.

Sind diese „Erinnerungen“ ein werthvolles Document für die Zeitgeschichte, insofern die Stimmung eines grossen

Theiles des deutschen Volks in der Jugendzeit ihres Verfassers aus ihnen uns aufs deutlichste entgegentritt, entrollen sie uns ferner höchst treffende Culturbilder aus dem Pariser Leben der Glanzzeit des zweiten Kaiserthumes, so sind sie für jeden, dem die persönliche Entwicklung einer so eigenartigen Persönlichkeit wie die Bambergers ein interessantes Problem ist, doch noch wichtiger. Denn in ihnen giebt er sich ganz wie er war. Nicht als ob sie Confessionen und intime Bekenntnisse enthielten. Diese abzulegen, lag nicht in seiner Absicht. Moralische Nuditäten zu zeigen, ist geschmacklos; sein eigenes Ich dramatisch vor den Augen des grossen Publicums in Scene zu setzen, dazu war der Lebenskünstler Bamberger nicht angethan; und Cynismen nieder zu schreiben, wie z. B. H. Leo und K. Vogt das fertig gebracht haben, lag ausserhalb seiner Natur und Bildung. Mit der Wahrhaftigkeit hat er es darum aber erst recht genau genommen. Wie er nicht davon abzuhalten war, aus Parteirücksichten die Narrheiten und die Erbärmlichkeiten des ganzen Pfälzeraufstandes im Jahre 1849 nicht sofort nach dessen Zusammenbruche unbarmherzig aufzudecken, sondern die volle Wahrheit über ihn zu sagen, so hat er auch in den „Erinnerungen“ die Zustände seiner Umgebung, die Natur seiner Freunde und Gegner und nicht zuletzt sich selbst in ihnen rückhaltslos gezeichnet. Man ist manchmal verblüfft über einzelne Indiscretionen, über manche scharfe Ausdrücke. Und doch gewinnt man bald die Sicherheit, dass weder Malice noch Leidenschaftlichkeit hierbei das Wort geführt haben. Dinge und Personen, die der Erzähler mit scharfem Blicke durchschaut und für die er das rechte Wort gefunden zu haben glaubte, sollten nur mit ihm behaftet bleiben. Und dabei ist doch trotz mancher scharf beobachteten Blösse seiner Umgebungen sein Gesammturtheil über Freund und Feind im Ganzen ein mildes. Sein Humor liess ihm die Thorheiten der Menschheit, und bis zu einem gewissen Grade auch ihre Schlechtigkeiten, in einem heiteren Lichte erscheinen. Nur Rohheit und Gemeinheit der Gesinnung, Hochmuth ohne Verdienst, pfäffische Heuchelei und Herrschsucht konnten ihm

kräftige Verdammungsurtheile entlocken. In religiösen Dingen höchst skeptisch angelegt, war er gerade desshalb sehr behutsam, das Empfinden Anderer hierin zu verletzen. Als ein Angehöriger eines Volkes, welches von der Unduldsamkeit Andersgläubiger Unsägliches zu leiden gehabt, wollte er sich daher, ebensowenig wie sein Freund Lasker, an dem sog. Culturkampfe activ betheiligen, obwohl ihm die katholische Clerisei mindestens ebenso gefährlich erschien als die lutherische Orthodoxie.

Und noch in einer ganz anderen Weise tritt in den „Erinnerungen“ seine Wahrhaftigkeit hervor. Man hat wohl gesagt, ihr Autor sei seinem Vorsatze untreu geworden, in ihnen vor Allem den Gegensatz von einst und jetzt, zwischen der Zeit seiner Jugend und seines Alters, heraus zu arbeiten. Statt dessen schiebe er überall seine Person in den Vordergrund, die er besser hätte zurücktreten lassen sollen. Ich möchte denen, die so urtheilen, wünschen, sie möchten, wenn sie in die Lage kämen, ihr eigenes Leben zu erzählen, nicht in den gerügten Fehler verfallen. Denn es ist nur zu natürlich, dass jeder Autobiograph sich selbst in helles Licht zu setzen sucht und leicht manches Gute an sich entdeckt, das Fremde nicht in demselben Masse finden. Um sich selbst wirklich schlecht zu machen, ist, glaube ich, noch Niemand Selbstbiograph geworden. Wirklicher Vorzüge durfte sich Bamberger aber doch auch bewusst sein. Und dass er sich indirect derselben rühmt und seine Erfolge hervorhebt, wer möchte ihm das verdenken, ihm, dem äussere Erfolge im Leben nicht in dem Masse beschieden waren, wie sie unter anderen Verhältnissen einem so hochbegabten Menschen nicht versagt geblieben wären! Er hat sich auch in diesem Punkte in seinen „Erinnerungen“ nicht selbst besser machen wollen, als er war, und hat nichts unterdrückt, was ihn bewegte, erfreute und mit Hochgefühl erfüllte. Er ist ganz naiv und ehrlich hierbei verfahren und hat sich noch dazu, mit anderen Selbstbiographen unserer Tage verglichen, in recht bescheidenen Grenzen gehalten.

Neben dieser seiner Wahrhaftigkeit tritt in den „Erinnerungen“ ein anderer constitutiver Zug seines Wesens hervor:

die Liebe und Treue, die er gegen seine Freunde stets bewahrt hat. Wie er seinen Grundsätzen stets getreu geblieben ist, so auch seinen persönlichen Freundschaften. Wer im 2. Bande seiner Schriften die Worte gelesen hat, die er verstorbenen Freunden nachgerufen hat, wusste es freilich schon, wie tief er für die empfand, die seinem Herzen nahe gestanden hatten. Auch allen seinen Kameraden von der Universität her ist er bis in sein Alter nahe verbunden geblieben. Anderen, mit denen ihn gemeinsame politische Ueberzeugungen im Laufe der Jahre zusammengeführt hatten, und die ihm einmal persönlich befreundet geworden waren, hat er stets ein gutes Andenken bewahrt, auch wenn sich ihre Wege wieder getrennt hatten und sie in feindlichen Heerlagern einander gegenüber standen. Er kannte sie und wusste sich aus ihrer Natur heraus Alles zurecht zu legen. Und nicht nur ein gutes Andenken hat er gar manchem von denen bewahrt, die ihm nicht immer Gleiches mit Gleichem vergolten hatten, er hat sie, wie gar manchen ihm persönlich unbekannten Parteigenossen, in der delikatesten Weise thatkräftig unterstützt. Dass er Söhnen von Freunden in deren Studienzeit pecuniär nachhalf, gelegentlich wohl auch die Töchter ausstattete, verstand sich für ihn, den Kinderlosen, von selbst. Und noch in seinem letzten Willen hat er zahlreiche Freunde und Freundinnen mit Geschenken reichlich bedacht. Denn er hatte sich in seinem Leben nicht nur Freunde, sondern auch viele hochgebildete Frauen zu Freundinnen gewonnen. Der gesellige Verkehr mit ihnen bildete für ihn einen besonderen Reiz seines Lebens, den er nicht entbehren mochte. Von Paris her an ihn gewöhnt, hatte er ihn in Berlin wieder gesucht als eine Erholung und Erheitrung von den rauhen Kämpfen des politischen Lebens. Auf solche Ausgleichungen im Leben war sein Sinn überhaupt gar sehr bedacht. Neben der Arbeit, im Geschäft und Parlament, hatte er für Poesie sich das feinste Verständniss bewahrt und kannte die Meisterwerke aller Zeiten. Aber auch die Lectüre eines guten modernen Romans war für ihn ein Genuss wie die Betrachtung guter Gemälde. Es ist ganz bezeichnend für ihn, dass er besonders ein Freund der Musik Mozarts war. Kunstkenner zu sein, beanspruchte er übrigens keineswegs. Aber er liebte

alles Schöne. In Paris hatte er ein Jahrzehnt lang mit Wenigem haushalten müssen, sich aber doch keinen höheren Kunstgenuss versagt. Als er dann ein reicher Mann geworden war, schmückte er sein Heim mit guten Bildern — ein ausgezeichnetes Portrait Döllinger's von Lenbach zierte u. A. sein Arbeitszimmer in Berlin —, Büsten und Kunstgegenständen. Sein Stolz waren seine auserlesenen Büchersammlungen in Berlin und Interlaken. Sonst blieb seine Lebensführung eine relativ einfache. Aller Pomp und aufdringlicher Luxus waren ihm zuwider. Seinen von Jugend auf schwächlichen Körper hatte er nur durch strenges Masshalten sich so lange dienstbar erhalten; nur durch eine weise Vertheilung von Arbeit und Genuss war er im Stande, sein Leben für sich und seine Mitmenschen so fruchtbringend zu gestalten, wie er das erreicht hat. Mit seltenen Fähigkeiten, einem scharfen Verstande und einer fast unverwüstlich erscheinenden geistigen Elasticität ausgestattet, hat er sich durch langjähriges Studium und Uebung eine philosophische und weltmännische Bildung erworben und eine wahre Herzensgüte bewahrt, die jene heitere, gelassene, humorvolle und doch sichere und feste Grundstimmung seines Wesens erzeugte, in der er sich ausgelebt hat. —

Bamberger würde seine Selbstbiographie wohl rascher gefördert haben, wenn ihn nicht wiederholte Anfälle von catarrhalischen Leiden heimgesucht hätten. Auch starb ihm plötzlich sein bewährter Secretär. Im Frühjahr 1898 trat eine noch gefährlichere Hemmung seiner Thätigkeit ein. Er meldete mir in einem dictirten Briefe vom 18. April: „... Am Mittwoch, dem 23. März, spürte ich plötzlich des Nachmittags beim Ordnen von Briefen und Papieren einen Ruck im Kopfe auf der rechten Seite. Alsbald verbreitete sich Unbehagen über den ganzen Körper, es folgte eine schlechte Nacht, und am andern Morgen scheint mein Aussehen und Gebahren so beängstigend gewesen zu sein, dass meine Umgebung nach dem Arzte schickte, den ich zu berufen für überflüssig gehalten hatte. Nun ahnte ich, was geschehen sei. Ein Schlaganfall, ein gemässigter, war über mich gekommen. Allmählich stellte sich ein gewisses Unvermögen der linken Extremitäten

und eine gewisse Schwerfälligkeit im Sprechen ein. Der Arzt bestätigte meine Vermuthung. Mit Medicin ist in solchen Fällen nichts zu machen und die einzige Arzenei ist Ruhe und Bewahrung vor aller Anstrengung des Kopfes. Nach einigen Tagen trat eine kleine Besserung ein, die seitdem weitere Fortschritte gemacht hat ....“ Schliesslich erzählt er, dass der Arzt ihm Hoffnung gemacht habe, dass er doch seine übliche Sommerreise über Mainz, zu seinem dort noch lebenden ältesten Bruder Rudolph, nach Interlaken werde machen können, und schloss: „Ich höre das gern, einstweilen ohne absoluten Unglauben an.“ Wirklich hatte sich der Arzt nicht geirrt, und der Kranke schien sich in den Bergen vollkommen zu erholen. Nach einigen dictirten Briefen erhielt ich am 8. September wieder einen ausführlichen von seiner Hand mit Nachrichten über das Befinden: „Alle Welt behauptet, ich sei wieder wie vorher. Nur mir will es nicht scheinen. Aber auf dem Wege der Suggestion, die in unseren Tagen besonders zu Ehren kommt, lasse ich mich doch auch bereden, an das Bessere zu glauben. Was ich noch mehr fühle als die draussen es sehen können, ist die geringere Widerstandskraft der Gehirnthätigkeit. Jede etwas lebhaftere Reizung bringt das Organ noch aus dem Gleichgewicht und verlangt eine Ruhepause zur Wiederherstellung.“ Man begreift es, wie ihm dieses Mal, besonders nach „einem sagenhaft schönen Sommer“ der Abschied von seinem Tusculum besonders schwer wurde, dass er „mit mehr Wehmuth als sonst“ von ihm schied. Nach Berlin zurückgekehrt, besserte sich sein Zustand dauernd. Als ich ihn im Laufe des Winters besuchte, ging er wieder ganz fest und sicher. Nur die Strassenkreuzungen mied er.

Auch geistig war er ganz wieder der alte. Der Tod Bismarck's regte ihn an, noch einmal seine Meinung über den Mann zusammenfassend auszusprechen, dessen Bewunderer und Gegner er wie Wenige gewesen war. Die Schriften des „Büschchens“ und vor Allem die „Gedanken und Erinnerungen“ des grossen Todten selbst steigerten das Bedürfniss dazu in ihm noch stärker. So entstanden die sechs Aufsätze in der „Nation“, die er „Bismarck posthumus“ überschrieb.

Er wollte in ihnen der Nachwelt ein Zeugniss über den „eigenartigen und gewaltigen Mann, dessen Ruhm fest steht für alle Zeiten“, hinterlassen, das von einem Mitlebenden herrührt, der ihn wie wenige studirt hatte und den Kern seiner Persönlichkeit zu erfassen aufrichtig und ehrlich bemüht gewesen war. Noch einmal durfte er sich bei dieser Arbeit seiner alten geistigen Frische erfreuen. Die Anerkennung, welche die auch im Separatabzuge erschienenen Artikel weit und breit fanden, erhöhten noch einmal sein Lebensgefühl.

Aber der stets schwache, und doch so zähe Körper versagte endlich endgültig. Am 14. März 1899 starb Ludwig Bamberger an Altersschwäche. „Ein Organ nach dem anderen hatte in wenigen Tagen den Dienst eingestellt,“ sagte mir am 17. März der alte treue Diener mit Thränen in den Augen. Ergreifende Worte der Erinnerung sprach an diesem Morgen in dem Studierzimmer des Verstorbenen sein greiser Freund Theodor Mommsen vor einer zahlreichen Versammlung von Verwandten, Freunden und Freundinnen. Darauf wurde sein Leib auf dem israelitischen Friedhofe in der Reihe der Ehrengräber neben seinem Freunde Ed. Lasker in die Erde gesenkt. Am Abend desselben Tages hielt dann im grossen Saale des Künstlerhauses ein ihm persönlich und politisch ganz nahestehender jüngerer Freund, der Abgeordnete Th. Barth, vor einer nach Hunderten zählenden Versammlung ihm die weihevolle Gedächtnissrede. Das officielle Berlin war hier nicht vertreten. Nur über der Thür des Saales hing ein grosser Kranz, den die Kaiserin Friedrich dem Todten gewidmet hatte. Um sein Bild der Nachwelt inmitten eines Instituts zu erhalten, an dessen Zustandekommen er hervorragenden Antheil genommen hatte, hat am 7. November 1899 eine Anzahl seiner Freunde seine Marmorbüste im Lesesaale der deutschen Reichsbank aufstellen lassen.

Freunde und Bekannte Ludwig Bamberger's, denen diese Schrift nicht zugegangen ist, können sie, soweit der Vorrath reicht, gegen Einsendung von 25 Pfennigen für Porto u. s. w. von der Universitätsbuchdruckerei C. L. Pfeil **in Marburg a. L.** erhalten.

